

64. Jahrgang  
Nr. 13

24. Dezember  
1927

# Daheim

MIT DER JUGENDBEILAGE "DIE ARCHE NOAH".



F. P.  
GLASS  
MÜNCHEN

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27. Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf.

# Bühler- Höhe

700 m ü. M.  
im  
Schwarzwald  
bei  
Baden-Baden

★  
Sommer-  
und  
Wintersport



„Kurhaus“  
und  
„Sanatorium“

★  
Stoffwechsel-  
Laboratorium

★  
Diätküchen

★  
Röntgen-  
Institut

Die vor 8 Jahren erfolgte Gründung der Bühlerhöhe in ihrer heutigen Gestalt ging vom Kurhaus St. Blasien aus. In den folgenden Jahren wurde die Lage des Kurhauses St. Blasien selbst und des dazu gehörigen Sanatoriums Luisenheim wegen der Entwicklung St. Blasiens zum überwiegenden Lungenkurort unhaltbar. Der Betrieb des Kurhauses St. Blasien wurde infolgedessen vor 2 Jahren in das **Sanatorium Ebenhausen bei München** und der Betrieb des Sanatoriums Luisenheim in das **Park-Sanatorium in Bad Homburg v. d. H.** verlegt. Etwa gleichzeitig mit der Gründung der Bühlerhöhe wurde vom Kurhaus St. Blasien aus auch die Gründung der **Bad Schinznach A.-G.** und die Reorganisation dieses Bades übernommen. Nach dem Urteil von Professor Treadwell (von der Zürcher Hochschule) und andern phys. Chemikern nimmt die Schwefeltherme von Bad Schinznach wegen ihres hohen Sättigungsgrades an Schwefelwasserstoff „unter den Schwefelquellen des Kontinents die erste Stelle ein“.



## für Wintersport und Winter-Reise empfehlen wir Velhagen & Klasing's Geographische Monographien

- Band 1. Thüringen. 142 Abbild.  
und Karte . . . . . Mf. 8.—  
" 4. Tirol. 185 Abbildungen  
und Karte . . . . . Mf. 9.—  
" 5 Die Schweiz. 185 Ab-  
bildungen . . . . . Mf. 9.—  
" 6 Bayerns Hochland und  
München. 119 Abbild.  
und Karte . . . . . Mf. 7.—  
" 9 Der Harz. 129 Abbild.  
u. Karte . . . . . Mf. 7.—  
" 13 Der Schwarzwald.  
180 Abbild. u. Karte . Mf. 8.—  
" 20 Das Riesen- u. Iser-  
gebirge. 99 Abbild. u.  
Karte . . . . . Mf. 7.—

Die Bände sind dauerhaft gebunden und  
eignen sich ausgezeichnet zur Mitnahme  
für die Reise.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.  
**Verlag von Velhagen & Klasing**  
in Bielefeld und Leipzig.



Das schönste  
Weihnachts-Geschenk  
ist ein  
**Bonjer-Club-Sessel**  
in Leder und Stoff  
München C., Maximilianstr. 13a.  
Solide Preise! Größte Zah-  
lungserleichterung! Lieferung  
franko Deutschland. Katalog  
wird auf Wunsch zugeschickt.



Reelle  
Beugssquelle  
**Neue Gänsefedern**  
wie v. d. Gans gerupft m. voll. Daun., dopp. gereinigt, Pfd. 2 50.  
drei. best. Qual. 3,50, nur fl. fed. (Halbdaun.) 5.—, 3/4 Daun.  
6,75, gerein. gerupf. fed. m. Daun. 4.— u. 5.— hochprima 5,75.—  
allerleinste 7,50, la. Volldaun. 9.— u. 10,50. Für reelle haub-  
freie Ware Garantie. Verland geg. Nachr. ab 5 Pfd. portofrei.  
Rückgesellnd. nehme zurück.  
**Fritz Rauer**, Gänsefeder-Fabrik, Gegr. 1906.  
Neutrebbin P 90, (Oderbruch). [74504]

# Daheim



64. Jahrgang. Nr. 13

24. Dezember 1927



Ruhig bewegt und einfach

Hans Chemin-Petit

*p dolce*

Zu Beth - le - hem ge - bo - ren ist uns ein Kin - de -  
sei - ne Lieb ver - sen - ken will ich mich ganz hin -

*a tempo*

*espr.* *p* *espr.* *ritard.*

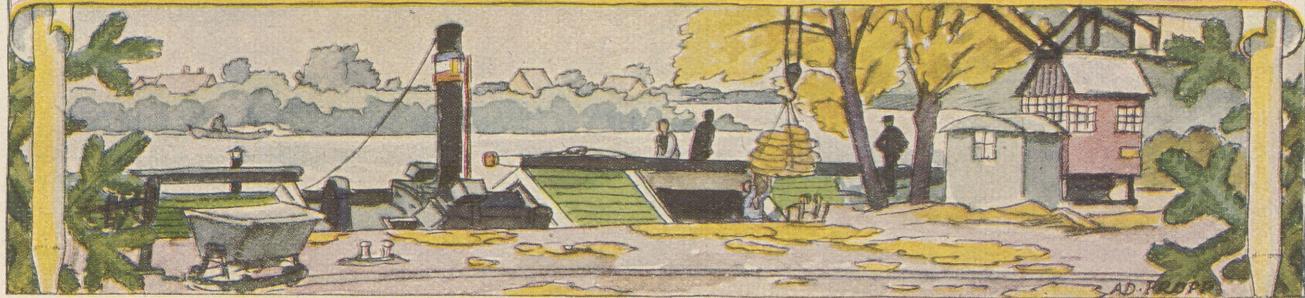
lein, das hab' ich aus - er - ko - ren, sein ei - gen will ich sein.  
ab; mein Herz will ich ihm schen - ken und al - les, was ich hab.

*espr.* *pp* *pp*

A musical score for 'Erlkönig' by Schubert, featuring a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line is in German, with lyrics such as 'ei = a, ei = a po = pei', 'ei = a gen will ich sein', 'hab', 'D kin-de-lein, von', 'her = zen will ich dich lie = ben sehr', 'in Freu-den und in Schmer = zen, je', 'län = ger mehr und mehr', 'ei = a, ei = a po', 'pei', and 'je län = ger mehr und mehr'. The piano accompaniment consists of two staves, with dynamic markings like 'pp', 'espr.', and 'ppp' throughout. The score is written on multiple staves, with the vocal line often appearing on a soprano staff and the piano accompaniment on a bass staff.



# Die Weihnachtskerze



Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen,  
Wie glänzt er festlich, lieb und mild.

Fast das ganze Jahr sind fleißige Hände tätig, um die ungeheure Zahl der Kerzen herzustellen, die in den Festtagen an deutschen Christtannen entzündet werden sollen. Man rechnet, daß alljährlich etwa sieben Millionen Weihnachtsbäume in Deutschland aufgerichtet und geschmückt werden. Fast jeder dieser Bäume trägt ein Dutzend Lichter, wenige eine kleinere Zahl, unendliche viele die doppelte und mehr. Durchschnittlich wird jeder Baum zweimal in der Festzeit neu mit Lichtern bestückt, meist allerdings mit einer geringen Menge, dafür viele aber Abend für Abend zwischen dem 24. Dezember und Silvester. Auf jede Tanne darf man daher sechstausendfünzig Kerzen zählen, was einem Gesamtbedarf von 252 Millionen Weihnachtslichten gleichkommt. Das Gewichtsmittel einer Baumkerze beträgt siebzehn Gramm, die einfache Rechnung ergibt daher, daß in den Weihnachtsnächten jeden Jahres etwa 89 680 Zentner Kerzen verbrannt werden. Eine ungeheure Zahl. Und doch: in der ungeheurelichen Größe dieser Zahlenreihen steht viel Poesie. Eine viertel Milliarde Kerzen leuchten auf, um diesem christlichsten und deutshesten aller Feste ihren Glanz zu verleihen, sie erstrahlen in Kirchen und Sälen, in vielen Zimmern und in engen Kammern, in Kellern und im Dachgeschoss, der eilende Zug trägt sie über das Land, der Ozeandampfer über das Meer, und überall sehen deutsche Augen froh und beglückt in ihren Glanz. Nie ist das deutsche Volk so einig wie im Schein dieser 250 Millionen Weihnachtskerzen.

Wer im Lichterscheine des Weihnachtsbaumes steht, denkt wohl selten daran, woher der Glanz kommt, dessen Zauber ihn umspint. Er sieht wohl den dunklen Tannenwald vor sich, in dem sein Baum geschlagen wurde, aber niemals werden seine Gedanken zu hohen, schlanken Palmen wandern, die irgendwo in heißer Tropensonne blühen und Früchte tragen. Und doch liefern diese Palmen ein Grundprodukt der Kerzenindustrie: das Palmöl. Vom westlichen Afrika her, früher zum größten Teil aus den deutschen Kolonien, kommt es in Fässern in die deutschen Häfen, um von hier weiter den Kerzenfabriken zugeführt zu werden. Mit dem Palmöl trifft, gleichfalls in Fässern, das zweite Grundprodukt ein: der Talg, den sowohl das Inland wie das Ausland liefern.

Vor den Toren des westlichen Berlin, an der Jungfernheide, wo jetzt das mächtige Industrieviertel Siemensstadt sich mehr und mehr ausdehnt, liegt Deutschlands größte Kerzenfabrik. Ein stiller Spreearm reicht bis an ihr Gelände. Breite Kähne tragen ihr Talg und Öl in den eigenen Hafen. Kräne heben die Fässer an Land, geschäftige Hände rollen sie in den Raum der ersten Verarbeitung; und in ihm hört die Poesie der Länderferne auf, um sich mit übeln Düften und Dünsten in grauen Arbeitsalltag zu wandeln, aus dem ein weiter, weiter Weg erst zur Poesie der Christtanne zurückführt. Aus den Öl- und Talgfässern werden die Dauben geschlagen, Wasserdampf wird in die Spülne geleitet und lassen die Fettmassen schmelzen; sie fließen ab und stürzen in riesige Bassins. Nachdem sie gereinigt und geläutert sind, werden Öl und Talg innig miteinander vermischt und dann unter Hinzufügung von Kalkmilch und anderen Stoffen verseift. Durch diesen chemischen Prozeß spaltet sich die Masse in Fettsäure und Glyzerin. Das Glyzerin geht seine besonderen Wege in die Industrie und Pharmazie. Die Fettsäure geht ihren Weg weiter zum Licht. Sie wird auf chemischem Wege wieder vom Kalke befreit, wird destilliert und gereinigt, um dann in flache Blechgefäße gefüllt zu werden, in denen sie erstarrt. Ist sie steif, werden die Blechgefäße umgedreht, und die jetzt gelblichbraunen „Fettkuchen“ werden auf Regale gereicht, wie es unser erstes Bild zeigt. Der Anblick dieser kuchenförmigen Fettplatten ist der erste weihnachtliche Eindruck im Herstellungsgang, aber er täuscht Festlichkeit nur vor und die Kuchen haben nicht lange Ruhe. Sie werden in Tücher geschlagen und unter hydraulische Pressen geschoben. Unter 250 Atmosphären Druck wird ihnen der letzte flüssige Bestandteil entzogen: das Olein, das wieder seine besonderen Wege in die Industrie geht. Der ausgepreßte Fettkuchen wird nun noch einmal geläutert, vor allem entfärbt und wandelt sich jetzt in das schneeweisse Stearin. Nun ist die Masse dem Lichte ganz nah, aber sie kommt nicht ganz zu dieser schönsten, leuchtenden Verwendung. Ein Teil des Stearins wandert in andere Fabrikationszweige ab, z. B. in die Kosmetik, die in den letzten Jahren aus wohl aller Welt, besonders der Damenwelt bekannten Gründen einen steigenden Bedarf an Fetten allerart hat. Das Stearin aber, das sich in Licht wandeln soll, wird nun geschmolzen und ist bereit, in Kerzenform gegossen zu werden.



Doch halt! Zum Brennen eines Lichtes ist noch ein Zweites notwendig: der Docht; und er hat dem erfunderischen menschlichen Geist fast mehr Schwierigkeiten gemacht als die Ausklußung des chemischen Erzeugungsganges des Stearins. Zwar brannte auch der Wollsfaden, den unsere Urgroßmutter ihrem selbstgezogenen Talglichte einverlebte, aber er verbrannte nicht, ein schwelender, riechender Rest blieb, der geschneuzt werden mußte, und Goethe, der überdies die Einführung der Gasbeleuchtung in den größeren deutschen Städten noch erlebt hat, klagt zu Edermann: „Ich wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten, als wenn die Lichter ohne Putzen brennen.“ Mit welcher Unruhe und welchem Ärger wird der immer Werkende oft seine Arbeit unterbrochen haben, um nach jener Lichtputzschere zu greifen, die jetzt so ruhig, ein uns unbegreiflich gewordenes, einst unentbehrlich gewesenes Hausgerät, auf seinem Schreibtisch in Weimar liegt. Wie wenige sehen jetzt auf sie hin, und wie oft hat er gerade sie in seiner edlen Hand gehalten. — Uns hat Adolphe Motard, ein Schüler jenes Chemikers Chevreul, der die ersten Kerzen aus Stearinäure erzeugte, von der Lichtschere befreit, nachdem er vorher schon die Verseifung der Fette durch Kalk entdeckt hatte; er war es, der den Dochten durch das Beizverfahren des Fadens die bessere Brennkraft gab; die Behandlung des Dochtfadens ist später immer mehr durch besondere Spinnen und Flachpressen verfeinert worden, bis der jetzt gebräuchliche, ohne Rückstand brennende Docht Allgemeingut wurde. Adolphe Motard war Franzose, wanderte aber im Jahre 1838 nach Deutschland ein, wurde in Berlin völlig sesshaft und gründete hier die erste deutsche Stearinkerzenfabrik.

Die beiden Hauptbestandteile des Weihnachtslichtes: das Stearin und der Docht sind nun beisammen. Die Dochtfäden, richtig gedreht, gepréft und gebeizt, liegen in großen Knäueln bereit; die Stearinmasse wartet in Riesenbottichen weiß, heiß und flüssig auf den weiteren Werkgang. Da stehen in einem hellen Fabrikssaale in langen Reihen viele, viele gleiche Maschinen; sie scheinen alle still zu stehen und sind trotzdem in Betrieb: in ihnen werden die Lichte gegossen. Sie enthalten als

Hauptbestandteil einen großen Kasten mit den Formen für die Lichte; der Kasten hat oben eine Gießfläche, von der nach unten zugespitzte Röhren bogenwärts ragen; durch die Spitze der Röhren sind die Dochtfäden gezogen und laufen durch ihre Mitte nach oben bis über die Gießfläche hinaus.

Der Formkasten einschließlich der Röhren wird durch eine Dampfzuleitung erwärmt. Nun wird mit einer Kanne der milchartige Stearinbrei aus dem Bottich geschöpft, auf die Gießfläche geschüttet, von der er in die Röhren fließt, die die Form haben, die für die Lichte gewünscht werden. Durch die Erwärmung des Formkastens wird der Brei flüssig gehalten, so daß Luftbläschen noch in ihm absteigen können, sich die Formröhren also reitlos füllen. Jetzt tritt die Arbeiterin heran, legt einen Hebel um, die Dampfleitung wird abgestellt, statt ihrer die Kühlwasserleitung eingeschaltet. Die Maschine steht still, das Kühlwasser umspült die Formen, in denen die Masse — nun wird sie es endlich — zu Kerzen erstarrt. Das dauert seine Zeit; ist es soweit, kommt die Arbeiterin wieder; sie hält in der Hand eine kleine Kreissäge, die von einem winzigen, unmittelbar an sie montierten Elektromotor angetrieben wird. Das Blatt der Kreissäge ist genau so groß wie die Breite der Gießfläche, auf die sie jetzt gesetzt wird; sie schneidet nun die Lichte am Fußende samt den Dochtresten von den

Stearinrückständen auf der Gießfläche ab. Ein neuer Hebedruck hebt die nun fertigen Kerzen aus den Röhren und zieht gleichzeitig die Dochtfäden durch die Röhren zum neuen Guss nach. Schnell sind die Fäden ein kleines Stückchen unter den Lichtköpfen abgetrennt — und das versandfähige, gebrauchsfertige Licht ist erschaffen. Jetzt wandert es in den Verpackungsraum, wo ihm Frauen durch Reiben und Rollen auf Tüchern äußerlich die letzte

Politur geben, um es dann zu 12, 15 oder 20 Stück, je nach Länge und Dicke, in Kartons zu vereinigen. Diese Kartons wieder werden in Holzkisten verpackt und treten aus den Speditionsräumen die Reise in die weite Welt an.

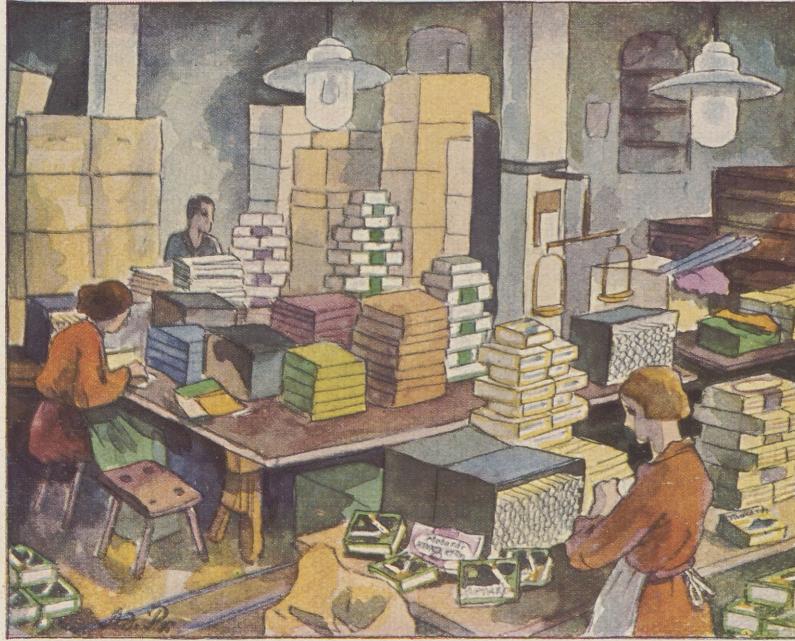
Von Ende Oktober an ist in den Versandabteilungen der Kerzenfabriken Hochbetrieb: die Baumkerzen wandern in Massen ins Land. Aber auch im übrigen Jahr ist es keines-



wegs still, denn trock Leuchtgas und elektrischer Glühbirne ist der Bedarf an Lichten immer noch groß; die Kerze lässt sich nicht verdrängen, und gerade in letzter Zeit nimmt die Sitte wieder zu, festliche Tafeln mit dem milden, warmen Glanz der lebend flammenden Lichte zu schmücken. Die Frauen sind hier Schriftsteller, denn sie wissen, daß dies Licht ihrer Schönheit am meisten schmeichelt.

Alle Kerzen werden maschinell gefertigt: die schlanken Tafelkerzen, die dicken, kurzen Wagenkerzen, die gedrehten Leucht-kerzen, die Keller- und Laternenkerzen und die edlen Altarkerzen. Nur die ganz großen Kirchenkerzen, die eine Länge von einem Meter und bis zu sieben Pfund Schwere erreichen, werden in besonderen Tuben mit der Hand gegossen und ausgezogen, wie unser letztes Bild zeigt. —

Weihnachtsbaum, Kerze und Christfest sind für uns Deutsche untrennbar. Allen Deutschen über See ist die Beschaffung eines Christbaumes stets eine besondere Sorge, und wenn sie ihr tropisches Weihnachten schildern, so spielt immer die Hauptrolle, wie sie sich ihren Lichterbaum herstellten, wie sie in der tropischen Pflanzenwelt Ersatz für die heimatliche Tanne suchten, wie sie sich Palmenzweige pyramidenartig zusammenstckten und mit Lichten schmückten, um einen schwachen Abglanz des Heimfestes zu haben. Alljährlich werden in den Kühlräumen der Ozeandampfer viele Tannen über die Meere geführt, die dann in den Weihnachtstagen in deutschen Siedlungen aus den Kirchen in die Säle der deutschen Schulen und von dort in die Krankenhäuser und Vereine getragen werden. Reihum wandern sie von einem Haus ins andere; Hunderte tun sich zusammen, um gemeinsam den Preis für den durch die lange Reise so teuer gewordenen Christbaum erlegen zu können, um dann eine Stunde im Glanz der Kerzen ganz deutsches Weihnachten um sich und in sich zu fühlen. — So eng ist der Deutsche mit seinem Weihnachtsbaum verbunden, und doch ist die Sitte noch nicht so alt, denn der erste urkundliche Beweis eines Lichterbaumes liegt nur 190 Jahre zurück. 1737 schreibt der Wittenberger Dozent der Rechte Gottfried Kitzling aus Zittau: „Wenn die Überreichung der Geschenke denn doch unter gewissen Feierlichkeiten vor sich gehen soll, so gefällt mir immer noch am besten die Art und Weise, wie eine Frau, welche auf einem Hofe lebte, die Bescherung veranstaltete. . . Am heiligen Abend stellte sie soviel Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus deren Höhe und Schmuck konnte jedes sofort erkennen, welcher Baum für es bestimmt war. Sobald die Geschenke darunter aus-



gelegt und die Lichten auf den Bäumen und neben ihnen entzündet waren, traten die Ihren der Reihe nach ins Zimmer . . .“ Die erste Nachricht von einer Tanne im Weihnachtszimmer ist älter, sie stammt aus dem Jahre 1605 aus Straßburg, dem deutschen; es heißt: „Auf Weihenachten richtet man Dannenbäume zu Strasburg in den Stuben auf, daran hängt man Rosen, aus vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold und Zucker . . .“ Von Lichten ist nicht die Rede. Dass Luther mit seiner Familie

vor dem brennenden Weihnachtsbaum gesessen hat, wie Otto Schwerdgebuth und Gustav Koenig es nachempfunden zeichneten, ist ausgeschlossen. Erst um 1800 scheint der Christbaum allgemeiner üblich geworden zu sein. Goethe legt Werther die Kindheitserinnerung in den Mund: „. . . da einen die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung des aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern in Entzücken versetzte.“ 1787 wird der Forstmeister von Wedell von Carl August von Sachsen vorstellig, damit dieser die „Barbarei“ des Schlagens junger Tannen verbiete, da allein in Weimar und Umgebung etwa 500 Weihnachtsbäume verkauft worden seien. Schon 1822 ließ Goethe dem gleichen Carl August zum Fest ein Büchlein in die Hand legen, dessen Widmungsgedicht beginnt: „Bäume leuchten, Bäume blendend — überall das Süße spendend . . .“; der lichtertragende geschmückte Christbaum war also hoffähig geworden; aber noch lange nicht in allen deutschen Landen Volksstille, denn noch 1855 wird aus Bayern berichtet: „Der Christbaum und dessen freundliche Bescherung ist in Altbayern bis zur

Stunde nicht allein auf dem Lande, sondern noch in allen Landstädten völlig unbekannt.“ Überhaupt scheint es, daß die Lichtertanne in katholischen Ländern sich langsamer durchgesetzt hat, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß hier vielerorts die eigentliche Feier im Hause nicht am heiligen Abend, sondern am 25. Dezember früh nach der Christmette abgehalten wurde, also zu einer Stunde, der der brennende Baum doch nicht den Reiz geben konnte, den er im nächtlichen Dunkel ausstrahlt. — Heute ist der Lichterbaum zum heiligen Abend fast Allgemeingut des deutschen Volkes geworden, er erstrahlt im ganzen deutschen Vaterlande und hat aus dem christlichen Hause seinen Weg auch in die Kirche selbst gefunden; heute ist uns ein Weihnachtsgottesdienst ohne Kerzenübersäte Tannen am Altar nicht denkbar, denn diese geben uns erste rechte, echte Stimmung für die Feierstunde der Geburt unseres Herrn und Heilands.

# Der Sohn · Erzählung von Fritz Kaiser

Es war ein Weihnachtsabend, wie er sein muß, mit tollem Schneetreiben, daß kaum Wege und Stege noch zu erkennen waren und die Zäune und Hecken bis auf ihre Spitzen zugedeckt lagen. Der alte Wirt von der Linde im kleinen Dorf vor der Stadt stand am Fenster und guckte durch die fast verwehte Scheibe verloren in den Flockenwirbel, der sich um den Laternenpfahl herum in wilder Ausgelassenheit gebärdete, als ärgerte er sich, das Licht mit seinem Scheinkegel nicht zudecken zu können, wie die Gärten und Felder und Teiche, die sich geduldig fügten unter seinen flimmern-den Sternenmantel. Dabei pfiff der Sturm ums Haus und rüttelte an Fenster und Türen, als begreife er Einlaß in die warme Häuslichkeit. Hin und wieder huschte ein Schatten auf im Lichtschein, eilte und tauchte wieder unter in der Finsternis. Es war die flinke Geschäftigkeit letzter kleiner Besorgungen vor der Bescherung. Der alte Mann lächelte in sich hinein. „Schöne Zeit, sel'ge Zeit,“ dachte er. Einmal hatte er das auch von sich sagen können. Doch seit seine Frau tot war und seine Kinder verstreut in alle Welt, da brannte für ihn kein Weihnachtsbaum mehr, da waren seine Finger alt und steif geworden und hatten es verlernt, Leinanzustechen am grünen duf-tenden Reis und bunten, glitzernden Zierat daran zu hängen. Es wollte ihn fast eine feine Wehmut beschleichen, als plötzlich sein Blick gefesselt wurde von einer großen, hageren Gestalt, die in den Lichtkegel der Dorflaterne trat mit schwerem, ruhigem Schritt, ein Bündel am Stock über der Schulter und eine Schildmütze fest über den Kopf gezogen. Offenbar ein Wanderer, der schon eine tüchtige Wegstrecke hinter sich hatte. Den Schnee von sich schüttelnd und mit stampfenden Stiefeln erschien er auf der Schwelle im langen, grauen Mantel, den er samt Mütze und Bündel über einen Stuhl warf. Ein zerschlissener Soldatenrock schlug seine Falten um ihn.



Heilige Nacht. Gemälde von Elsa von Arnim.

„Guten Abend, Peter Riemer!“ scholl es da dem alten Wirt entgegen, und der nahm die hingestreckte harte Hand und drückte sie verwundert über den vertrauten Gruß.

„Guten Abend — — !“

Der Fremde schaute ihn mit lächelnder Erwartung an.

Aber der Wirt schüttelte nur den weißen Kopf und stotterte verlegen: „Weiß wahrhaftig nicht, wo ich Euch hinzutoll, lieber Mann.“

„s' ist freilich lang' her, Peter Riemer. Fünfzehn Jahre sind's wohl, daß wir uns nicht sahen, und vor dreißig Jahren

hast Ihr mich manchmal reiten lassen auf Eurem Knie, wenn der Christoph Maienrieder aus der Stadt mit seinem Sprößling zu Euch kam, einen Schoppen zu heben.“

In dem Gesicht des greisen Wirtes begann es aufzuleuchten. Die Erinnerung brach sich durch sein müdes Gedächtnis. „Ist's möglich, Junge, du — der Maienrieders Karl! — Gütiger Himmel, so lebst du noch?“

Seine zitternde Hand tastete sich hoch an der großen Gestalt und strich in tiefer Bewegung über das Blondhaar des Jüngeren und sah dabei die grauen Fäden an den Schläfen und in dem dichten Gewirr. Dem im Soldatenrock schluchzte das Herz unter der Liebkosung des alten Mannes,

den er nur als verschlossen und herb im Gedächtnis getragen.

„Nun freut's mich doch, Vater Riemer, daß du mich erkant, bist der erste in der Heimat!“

Seine Stimme kündete einen heimlichen Jubel.

„Was wird der Christoph sagen, der Vater, Junge, und deine Mutter, die frank, seitdem du verschollen!“

Der Graue stand wie verklärt vor den Worten, die ihn befreiten von dem furchtbaren Druck der Ungewissheit über das Schicksal seiner Lieben.

Wie das der Siebziger sah, drehte er sich um, seine aufquellende Rührung zu versteken. Dann drückten die alten,

lieben, zitterten Hände den Heimgesunden in die warme Ofenecke, und seine sonst harte, barsche Stimme war vollends aufgeschmolzen in Weichheit und Güte.

„Komm, Karl, Maienrieders Karl, mach' dir's gemütlich. Ich werf' noch ein paar Eichenflöze ins Feuer und brau' dir einen extrafeinen Grog. Heut stört uns keiner das Fest.“

Und er schlurste hinaus in seinen großen Socken und hieß die Magd Wurst und Brot und Schinken beischaffen, aber den Grog, den bereitete er selbst.

„Er soll's wissen, der Karl,“ flüsterte er dabei lächelnd vor sich hin, „daß es ein Heimatgrog ist, wie ihn einer verdient, der von den Toten wiedergekehrt ist.“

Bald saßen sie zusammen beim knisternden Feuer, tranken und aßen und erzählten von der Vergangenheit, und die Magd mußte mit herbei, damit auch sie wußte, daß es Weihnachtshilfesabend war. Festglanz lag auf den Mienen, und Festgeläute schwang in den Herzen der drei. Ein paar Stunden flogen dahin, und aus der Brust des Hageren löste sich der Wunsch, aufzubrechen, das letzte selige Stückchen Wegs ins Vaterhaus noch heute zurückzulegen. Es war ja nicht viel mehr als ein Stündchen.

„Karl, bleib bei uns, wirfst in dem tollen Wetter dich noch draußen herumzschlagen! — Bist jahrelang von zu Hause fort, da kommt's auf den einen Tag nun auch nicht an!“

„Das sagst du, Peter Riemer, aber gerade deshalb säume ich keinen Tag mehr, keine Stunde. Und dann haben sie nun schon so lang' kein Weihnachten mehr gehabt. — Du nimmst mir's nicht übel. Hab' vielen Dank. Und nun sehen wir uns ja auch öfters.“

„Aber nimm dich in acht,“ sagte der Alte vorsorglich, als er Karl Maienrieder ein paar Minuten später zur Tür begleitete. „Halt' dich gut an den Weg und sage deinen Eltern meine Glückwünsche.“

„Was soll mir passieren, Peter Riemer? 's ist mir alles so vertraut, als ob ich gar nicht fortgewesen wäre. Also keine Sorge!“ Er lachte, straffte seinen Körper und schüttelte ihm die Hand. Der Wirt schaute ihm nach, bis er im Dunkel untergetaucht war.

Die Straße, die jetzt Karl Maienrieder ging, führte über das freie Feld. Der Sturm brauste hier unbehindert in seiner ganzen Gewalt und fegte den Schnee in dichten Schleieren vor sich her, daß der tapfer Ausschreitende kaum die Lichter der Stadt erkennen konnte. Die Müze tief im Gesicht, stampfte er mit gebogenem Nacken seinen Weg, um so besser gegen den Wirbel anzukämpfen. Fast kniehoch versank er im Schnee. Er empfand's gar wohl, daß es ein tolles Wetter war. Vorhin hatte er's weniger verfügt auf seinem Marsch durch den schützenden Wald. Und außerdem hatte der Sturm mit der Abendstunde an Stärke zugesetzt, so daß es Maienrieder jetzt als einen Segen erkannte, daß er sich noch einmal gestärkt hatte durch einen kräftigen Bissen und heißen Trunk. Die Freude auf die Heimkehr war wohl eine starke Triebfeder, wäre allein aber für den ausgemergelten Körper noch keine genügende Sicherheit gewesen, diesem Wetter siegreich zu trocken. Sowie so beschlich ihn schon Müdigkeit, und er hatte es im Gefühl, daß er längst schon eine gute Stunde unterwegs war. Man konnte wohl fast die doppelte Zeit heute rechnen. Das tat aber nichts, denn da vorn die Lichter, die leuchteten ihm wie Weihnachtskerzen in das heimatnehmende Herz. Da vorne, das war wieder das Leben, das Glück, die Liebe und die Seligkeit, die er so lang' entbehrt. Dort begann er, wieder ein Mensch zu sein, zu wirken und zu schaffen, sich einen Herd zu bauen, ein traurisches Heimglück mit einem lieben Weib, einem herzigen Kind. Maienrieders Herz frohlockte in jäh auftosender Freude. Er hatte fast vergessen, wie sie alle hießen, die Wunder des Lebens. Jetzt auf einmal kamen sie ihm wieder ins Gedächtnis, wo die langen, dunklen Jahre in der Fremde hinter ihm lagen wie eine düstere Gruft, mit der das Leben nichts gemein hatte.

Doch wie er das dachte, da war es ihm, als wäre ein Krachen und Knacken unter seinen Füßen. Und ehe er sich darüber klar wurde, was es sein könnte, fühlte er mit stockendem Herzschlag, wie er versank, jäh in eisige Flut, die seine Schenkel packte mit todesstarren Händen. In einer unwillkürlichen Anwandlung auseinandergebreitet, lagen seine

Arme auf eisiger Scholle. Nun wurde ihm auf einmal bewußt, schrecklich bewußt, was geschehen war. Sein Blick streifte in geringer Höhe über die glitzernde Schneefläche und sah ganz nahe die Lichter der ersten Häuser blinken. Da besann er sich des Teiches, auf dem sie als Kinder immer Schlittschuh gelaufen waren. Das war hier die Stelle. Er war vom Weg abgekommen und war auf der Eisdecke unter dem trügerischen Schnee eingebrochen. Er spürte mit einem Male die große Kälte nicht mehr in der aufbrandenden Todesangst und schrie mit schier übermenschlicher Kraft in die Nacht: „Hilfe — Hilfe — Hilfe!“ Der Sturm riß ihm die Laute von den verzerrten Lippen, sie tückisch verschlingend.

Nicht genug, daß ihm die Bosheit des Schickals wenige Schritte vor seinem Heimatsort das Grab bereiten wollte, nein, sie marterte ihn noch qualvoll in dem furchtbaren Hangen und Bangen zwischen Leben und Tod, Hoffnung und Verzweiflung.

Mit schrecklicher Klarheit erfüllte ihn dieser Gedanke. Und er hub wieder an, die gellenden Laute herauszustoßen: „Hilfe — Hilfe — Hilfe!“

Wieder nahm der Sturm die Worte und trug sie fort.

Vor den Ohren des Armen lag es wie ein fortwährendes Knacken und Brechen von Schollen.

Wann würde der Augenblick kommen, wo die Decke schwankte unter seinen Armen und ihn erbarmungslos hinabfahren ließ! Sollten so die armen Eltern ihr Kind wiedersehen? War er nur gekommen, um ihr armes Leben vollkommen zu zerbrechen? — Herrgott, erbarme dich!

Noch einmal zerriß seine Stimme die Einsamkeit der sturmdurchstossen Nacht. „Hilfe — Hilfe — Hilfe!“

Gieberhaft stierte das Auge des Unglücklichen in die Richtung der Häuser, von denen eins auch das seine war. Und plötzlich kam Bewegung in den starrenden Blick.

Hob sich da nicht ein Schatten aus der Gleichförmigkeit des weißen Bodens? Und dort noch einer? War das nicht eben wie ein zerrissener Klang von Menschenstimmen?

Wie ein Blitz durchschloß die undeutliche Wahrnehmung das Hirn des Mannes, wurde untrügbar Gewißheit und riß ihm nun einen Jubelton aus der Kehle: „Hilfe — Hilfe — Hilfe!“ Vier, fünf Gestalten jagten heran, rissen ihm zu, verständigten sich untereinander, schleppten Stangen herbei und Seile und gingen mit Besonnenheit und Geschicklichkeit an die Rettung.

In wenigen Minuten war Karl Maienrieder aus seiner entsetzlichen Lage befreit.

„Seid Ihr fremd hier, Mann?“ sprach ihn einer an.

„Wenn Ihr Eure Toten nicht vergessen habt, dann bin ich Euer Landsmann.“

Ob dieser rätselhaften Antwort schaute ihm einer genau ins Gesicht, sah ihn dann in jäher Überraschung bei den Schultern und sagte mit halb ergriffener, halb jubelnder Stimme: „Vergessen nie, Karl Maienrieder, wenn wir auch nicht mehr an dich geglaubt haben!“

Und ehe sich die anderen versahen, da lagen sich die beiden Männer in den Armen. —

„Was wird das für ein Christfest geben bei den alten Leuten!“ flüsterten sie leise einander zu und gaben dem Heimkehrenden das Geleit ins Elternhaus, wo zwei müde gewordene Menschen in schlohweißem Haar beim funkeln den Bäumchen saßen und ihre innigen Gedanken gehen ließen um das kleine Bild eines Jünglings, das als einziges auf dem weißen Christtisch stand. Inhalt ihrer Tage war's! — Einmal — ihre Hoffnung und dann — ihre Erinnerung. Bis einer von den Männern ins Zimmer der alten Leute trat und die vorbereitende Botschaft machte, daß ein Wunder geschehen sei in der Christnacht, das für sie ein große Freude brächte und ihre alte Hoffnung wieder zum Leben rieße. Da saßen die beiden mit gefalteten Händen und meinten, den Himmel offen zu sehen mit seinen göttlichen Herrscharen und die große, herrliche Gnade verkündet zu hören: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und als der Sohn dann schluchzend an ihrem Herzen lag, stieg ihr Atem aus der Tiefe ihrer Seele dankbar und inbrunstvoll, gleich einem Choral, wie er kostlicher und schöner nie zu den Sternen gegangen ist.

# Das Weihnachtsevangelium Virgils

## Von Dr. Paul Weiglin



Virgil als Prophet, auf dem Spruchband die Verkündigung neuer Zeiten. Aus einer Nürnberger Handschrift der „Erlösung“. (15. Jahrhundert.)

dige leiden. Was hatte Virgil mit schaffen? Der schüchterne, weiche Mann beschäftigte sich mit philosophischen Studien und war bemüht, die immer noch etwas spröde Muttersprache in idyllischen Gedichten nach griechischem Muster zu schmeidigen. Aber auch den friedfertigen Gelehrten und Poeten verschonte nicht der Krieg. Seine Vaterstadt Mantua war so verblendet gewesen, sich auf die Seite des Brutus zu schlagen. Nun büßte sie, indem man ihren Landbesitz, darunter auch Virgils väterliches Erbe, an Veteranen verteilte. Mit Mühe war es dem Dichter gelungen, sein Güttchen wiederzubekommen. Asinius Pollio, der Konsul des Jahres 40 v. Chr., war ihm dabei behilflich gewesen.

Der Dichter hatte nur eine Möglichkeit zu danken: durch ein Gedicht. Es steht unter seinen Hirtengedichten (Bukolika) an vierter Stelle, es ist die weltberühmte vierte Elegie, wahrlich eine vor vielen andern „auserwählte Dichtung“.

Als Virgil sie schrieb, ahnte er freilich nicht, welche Rätsel er der Nachwelt aufgeben würde. Was ist ihr Anlaß und Inhalt? Er wollte seinen Gönner zum Antritt seines hohen Amtes beglückwünschen und gedachte dabei auch der ein Kind erwartenden Gemahlin des Pollio. Er läßt im Sinne der Idylle einen Hirten auf einer Waldweide mit sich selber reden, von der Zukunft träumen. Eine Pause des Aufatmens vom Kampfe war eingetreten. Man konnte davon schwärmen, daß die Zeit der Gerechtigkeit und des Friedens nahe sei. Eine neue Erde bereite sich vor, nachdem die alte unter furchtbaren Greueln zugrunde gegangen war. Vielleicht war die Zeit erfüllt. Vielleicht lebte der Mann schon, der die franke Welt heilte. Vielleicht wurde er binnen kurzem geboren, und hier erlaubte es der zartstinnige Dichter der Gattin des Pollio, an ihr eigenes Kind zu denken. Wunderbarer Kräfte mußte allerdings dieser erhoffte Menschensohn mächtig sein. Er wird die Menschheit von ihren Sünden erlösen und die Welt von ewiger Angst befreien.



Dante mit Virgil auf der Höllenwanderung. Von Eugen Delacroix. Im Louvre zu Paris.

Ein Kind der jungfräulichen Gerechtigkeit wird er den ewigen Frieden schaffen, das Reich Gottes auf Erden mehren und endlich selbst in den Himmel eingehen. Das Weltall jaucht dem neuen Weltenjahr zu. Diese goldene Zeit hat uralte schlaraffische Züge. Die Felder bringen Brotsfrucht, die Dornen Trauben, die Bäume Honig und alles ohne Mühe und Zwang. Die böse Schlange wird sterben. Die Widder tragen die Wolle schon gefärbt.

Dieser zuletzt erwähnte Zug ist schalkhaft, und es will uns scheinen, als ob Virgil bei der Abfassung dieser Elegie eine heitere Dichtung im Sinne gehabt habe. Er spielt mit mystischem Tieffinn, wie er ihm und seinen Zeitgenossen aus sibyllinischen Büchern geläufig war. Das Ernsteste in dem Gedicht ist die aus eigenem schmerzlichem Erleben geborene Sehnsucht nach Frieden in einer neuen Welt. Diese Sehnsucht sollte sich in den kommenden Jahrzehnten bis zur Zeitenwende noch steigern und verbreiten. Sie hat den Boden für die Aufnahme der neuen Gedanken des Christentums locken helfen. —

Als Christus geboren wurde, war Virgil schon beinahe zwanzig Jahre tot. Aus dem Idylliker war der epische Sänger der Irrfahrten und der Heldenaten des Aeneas geworden. Wir sehen in ihm einen geschickten Hofsäoten. Aber wir dürfen seine politische Bedeutung nicht vergessen. Er hat den Stoff für seine „Aeneis“ nicht erfunden. Im Hause Pollio, der ein großer Sammler von Bildwerken und Gemälden war, sah er viel von dem künstlerisch geformt, was als Sage und Geschichte im Volksmund und in der Dichtung umlief. Aber der gewaltige und elegante Bau seines Epos schloß die zerplitterten Überlieferungen zur Einheit zusammen. Der Tatsache des Römischen Reiches lag ein göttlicher Plan zugrunde. Es war Roms Amt, die Schwachen zu schützen und die Über-

mütigen zu züchten, und die Anhänger des weisen Rabbi, der geboten hatte, dem Kaiser zu zinsen, dachten nicht daran, dieses Amt in Zweifel zu ziehen; die friedliche Einheit der zivilisierten Welt ist der apostolischen Arbeit von höchstem Nutzen gewesen. Das Römische Reich galt als das vierte und letzte Weltreich aus der Vision des Propheten Daniel. Nach ihm war nur noch das tausendjährige Reich als der Auf-  
takt zum



Sibylle, die Augsburg Christi Geburt verlündet. Vom Chorgestühl des Ulmer Münsters. (Aufnahme Deutscher Kunstverlag, Berlin.)

Ende aller Dinge zu erwarten. — Die neue Lehre Christi gestaltete die Welt um, aber sie hatte eine Überlieferung. Sie knüpfte an die messianischen Hoffnungen ihrer Heimat an. Doch sie war keine Volksreligion mehr. Sie galt auch den Heiden. Der Heilspan des Allmächtigen erstreckte sich über die ganze Erde, und wenn Augustus die Pforten des kriegerischen Janustempels schloß und ein weltliches Friedensreich von unerhörter Ausdehnung schuf, so war das mit Gottes Willen geschehen. Je stärker der Zustrom auch von gebildeten Anhängern des neuen Glaubens wurde, um so schärfer fühlte man sich getrieben, die geistigen Schätze der Alten Welt auf irgendeine Weise mit dem Christentum zu vereinigen. Wollte das Christentum nicht eine Sekte von kleinen Leuten bleiben, sondern eine umfassende Kirche werden, so mußte es auch heidnische Wissenschaft und Kunst in sich aufnehmen, um sie auf eigene Art zu verarbeiten.

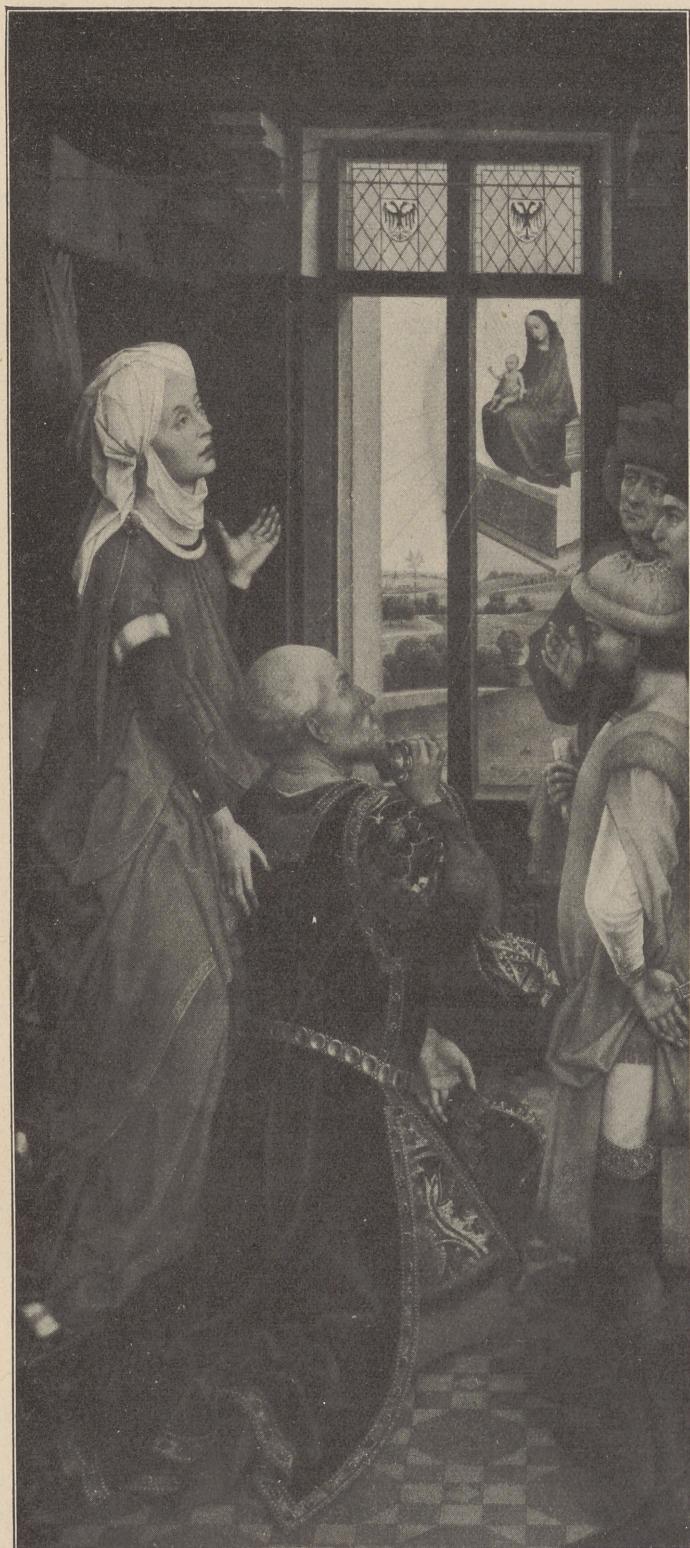
Virgil, der Sänger der römischen Weltherrschaft, stand an erster Stelle. Und mit Staunen las man die vierte seiner Elegien. Kein Zweifel, hier war der Poet Prophet geworden! Aus dem Heidentum klang eine christliche Stimme herüber, nicht ganz klar gewiß, aber doch im wesentlichen verständlich. Samenkörner der göttlichen Weisheit waren hier niedergefallen und hatten seltsame Blüte getrieben. Man höre nur: „Neu entspringt jetzt frischer Geschlechter erhabene Ordnung. — / Schon steigt neu ein Erbe herab aus himmlischen Höhen. / Sei nur dem nahenden Knaben, mit dem die eisernen Menschen / Enden und allen Welten ein goldenes Alter erblühet — / Gnädig sei ihm, du Helferin, Reine...“ So las man und weiter von Sündenvergebung und der Vernichtung Satans: ein Weihnachtsevangelium aus heidnischem Munde. Bereits im 1. nachchristlichen Jahrhundert deutete man den Knaben auf Jesus, und Konstantin der Große ließ die Elegie ins Griechische übersetzen und trug sie in einer Ansprache auf dem Konzil von Nicaea vor.

Was dunkel blieb, war Absicht des Dichters, der sich keine Anklage wegen Gottlosigkeit zuziehen wollte. Aber man erklärte mehr, als wir uns heute vorstellen; so sollte z. B. der Honig, der im goldenen Zeitalter von den Blättern der harten Eiche rinnt, auf die schwere Arbeit gehen, die die

Christen im Dienste Gottes verrichten müssen. — Diese Dichtung ist es gewesen, die das Andenken und die Wirkung Virgils durch das ganze Mittelalter hindurch gerettet hat, selbst durch Zeiten, wo man seine poetischen Werte nicht zu schätzen vermochte. Die Legende spann ihre goldenen Fäden. Sie machte ihn wie Seneca und Plinius zum Christen. Man nahm es mit den Jahreszahlen nicht genau und fabelte, ein Strahl des Lichts, das in Bethlehem aufging, habe auch ihn getroffen, und man erzählte von seinem Kaiser, an der Stelle, wo jetzt die Marienkirche von Ara Coeli in Rom steht, sei ihm und der tiburtinischen Sibylle die Mutter mit dem Kinde erschienen. Die Nova Progenies, das neue Geschlecht der Elegie, wird in Gedichten und Bildwerken immer wieder zitiert. Heilige Männer sterben, das Wort Virgils auf den frommen Lippen, und der heidnische Sänger steht vollberechtigt neben den Propheten des Alten Bundes. Noch im 15. Jahrhundert wurde in der Paulsmesse zu Mantua ein Lied gesungen, das den Apostel am Mausoleum des Dichters zeigt, weinend, weil er ihm die frohe Botschaft nicht mehr bringen konnte. Und im 17. ruft Hugo Grotius, der Begründer des modernen Völkerrechts, den Sänger als Zeugen für die Wahrheit der christlichen Lehre an.

Was der Elegie recht schien, war der Aneis billig. Man sah auch in diesem wähllichen Epos eine geheime Bedeutung. Noch Dante saßte sie symbolisch als eine Pilgerfahrt durchs Leben, und der ahnungsvolle Prophet des Heidentums ward sein Führer durch Hölle und Fegefeuer. Auch aus der „Göttlichen Komödie“ klingt das virgilische Evangelium. Dante sang: „Der neue Ron ist erglommen! / Die Jungfrau kehrt — des Friedensreichs Erbauer: / Als Knäblein seh' ich ihn vom Himmel kommen!“ Man benutzt Verse Virgils, um Bibelstellen zu deuten. Man nimmt willkürlich aufgeschlagene Stellen als Orakel. So soll Hadrian seine Erhebung zum Kaiser, Karl I. von

England seine Absezung in der Aneis gesehen haben. Man benutzt die Hexameter der Aneis, um sie zu neuen Gedichten, etwa über das Abendmahl, zusammenzusetzen, eine uns unbegreiflich erscheinende Spielerei, die aber schon andeutet, woran das späte Mittelalter glaubt: die Zauberkraft Virgils.



Eine Sibylle zeigt dem knienden Kaiser Augustus an der Stelle der Kirche Ara Coeli (Himmelsaltar) die Geburt des Heilands an. Linker Flügel des Altars des Meisters Bladelin von Roger van der Weyden. (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum.)

## Jorams Freude.

Eine Weihnachtsgeschichte von Alice Freiin von Gaudy.

Der alte Joram wankte müde an seinem Stab,  
Ob es, im weiten Jerusalem, noch einen so Trostlosen gab?  
Wer war wohl arm und verlassen und unglückselig, wie er?  
Sein Weib gestorben — die Kinder verstreut über Länder und Meer.  
Sie hatten sein vergessen! Kein Ort, der ihm Heimat hieß,  
Ein traurig Geschick, das ihn bettelnd über die Straßen stieß.  
Da sah er ein Träpplein Hirten nahen, mit hastigem Schritt.  
Sie hatten ein Ziel, ein gutes, so schien es. Er wanderte mit.  
Vielleicht einer Herberge warmen, traurlich beleuchteten Raum,  
Wo ein schlichtes Mahl ihrer harrte? Auch seiner? Er dachte es kaum.  
Sie kamen zur offnen Pforte der Karawanserei,  
Erfüllt von buntem Gewühle, von Wiehern und Geschrei.  
Draußen, auf weitem Plane, ragten Zelte verstreut:  
Es war ein lebhaftes Wogen zur Volksabschätzung heut . . .  
Um die Mauer eilten die Hirten, bis zum Türlein am Rinderstall,  
Das auf die Weiden leitet: draus klang ein Flötenschall,  
Der klang so zart und leise, wie reiner Engel Gebet:  
Durch Jorams Herz ging die Weise, wie der Mond über Blumen geht.  
Sie traten ein — und die Hirten flüsterten: „Hier muß es sein!“  
Fern glomm, an Ketten schwabend, einer tönernen Ampel Schein.  
Darunter ruhte ein junges Weib, gebettet auf hellem Stroh,  
Das schaute so hold und besiegelt, aus Augen still und froh,  
Und dankte dem Mann mit Blicken, der den Mantel über sie schlug,  
Und deutete hin zur Krippe, die ein schlummerndes Kindlein trug:  
Das lag, in weiße Tücher von grobem Lein gehüllt —  
Und die Hirten flüsterten wieder: „Dies ist es! Der Spruch ist erfüllt!“  
Sie zogen die Kappen und neigten sich vor dem Kinde tief:  
Über das Antlitz der Mutter ein heilig Freuen lief.  
Und die jungen Knaben im Dunkel spielten den leisen Sang,  
Und Joram ward es Gewißheit, daß ein Loblied der Engel klang.  
Ihm wurde mit eins so seltsam, so feierlich und leicht,  
Als habe ihm eine milde Hand die köstlichste Gabe gereicht,  
Als sei der Erde Jammer versunken und verweht,  
Vor diesem tiefen Frieden, bei der Hirten stillem Gebet,  
Als sei hier wunderbar erfüllt der Welt Messiashoffen,  
Als stände hier, im niedern Stall, der Weg zum Himmel offen,  
Als steige eine neue Zeit aus dunkler Schatten Gründen,  
Die wolle den Verlassenen ein selig Heil verkünden.  
Beglückend strömte ihm ins Herz einer ewigen Liebe Macht,  
Anbetend neigte sich auch er dem Kind der heiligen Nacht,  
Und sah, gleich einem Seher, weit, durch Tausende von Jahren,  
Zu diesem Kinde von Bethlehem wälzen der Völker Scharen.

# Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Tizia Leisich

13.

Das Weekendbad auf Long Island.

Mr. und Mrs. Mac Donald hatten in Neuyork am Rande des Zentralparks eine Duplexwohnung genommen, ein Apartment, das durch zwei Stockwerke geht und dadurch ein Haus vortäuscht.

In demselben Gebäude waren noch zehn andere solcher Talmi-Villen, nebst vielen gewöhnlichen Wohnungen, aus denen die Fernsprechdrähte als Lebensstränge alle unten am Brett des schwarzen Telephonboys zusammenliefen.

Dieses Apartmenthaus, das den Namen „Alkazar“ führte, war von einer Neuzeitlichkeit und Bequemlichkeit, die sich selbst übertrumpfte. Wer sich zum Beispiel nicht mit Dienstleuten plagen wollte, bekam weibliche und männliche Bedienung stundenweise bis an die Tür geliefert wie ein Postpaket. Oder er brauchte nur den Telephonhörer abzuheben und der schwarzen Muschel anzutrauen, was er sich aus der Haustüre wünschte, dann auf einen Glockenlaut zu warten und siehe — hinter der Tür zu dem kleinen Materialaufzug, den jedes Apartment hat, stand das Gewünschte appetitlich angerichtet. Vor der

Wohnung der Mac Donalds lag außerdem noch ein Dachgarten und jenseits davon blühte man in das Grün des Zentralparks.

Ursula studierte Kostümzeichnen und Innendekoration bei Beubals de Conne. Dort gab es eine Menge eleganter Damen als Schülerinnen, denn es war gerade Mode, eine geschulte Innendekorateurin zu sein. Daher sah das Studio Miz de Connes, die hochbezahlt war und nicht vergaß, Heu zu machen, solange die Sonne scheint, oft aus, wie ein Nachmittagstee oder eine Toilettenenschau. Ursula lernte die ungeheuren Möglichkeiten des Geldes, nach unten wie nach oben, im schlechten wie im guten Sinn, näher kennen. Sie nahm sie desto feinhöriger auf.

Sie hatte Chicago gesehen, das sein Geld prunkvoll ausgibt; Chicago, das verschmäht, auf andere zu horchen und daher manchmal über die Stränge schlägt. Hier in Neuyork merkte sie, daß der Luxus geschmeidiger war, ebennäßiger, durchsichtiger und — frankhafter. Allerdings war das, was sie jetzt in Augenblicksbildern von Neuyork sah, nur die

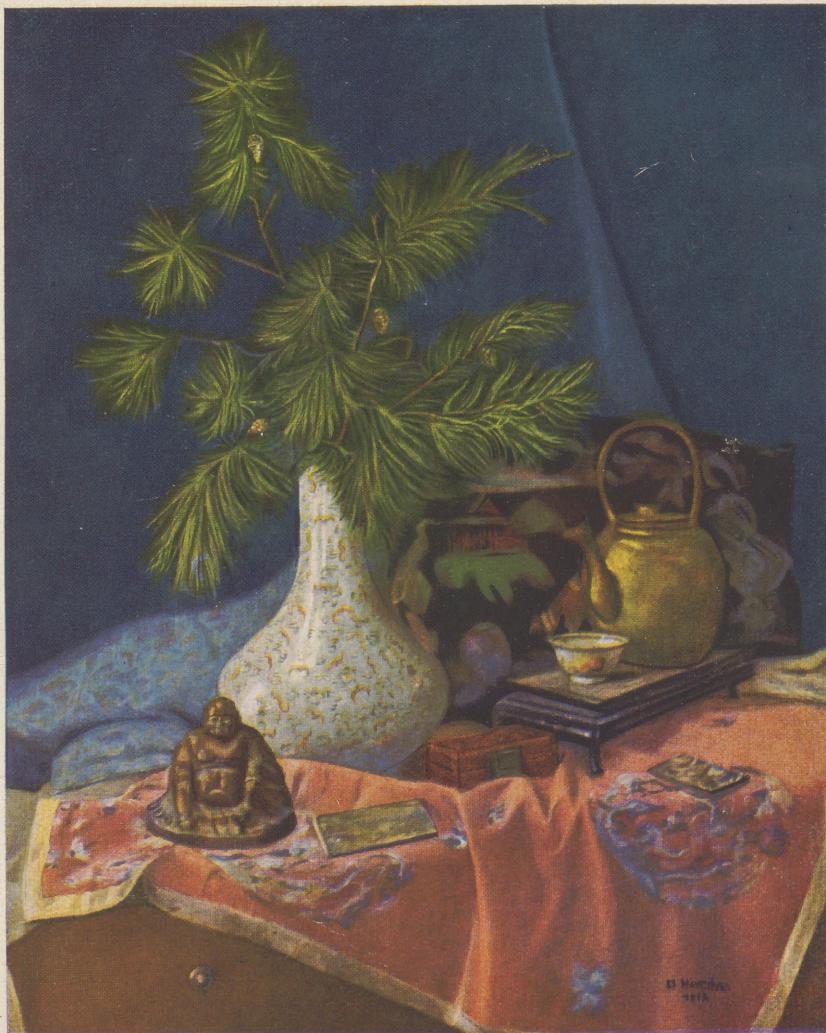
Stadt der wohlhabenden Kenner, ein zauberhaft glänzendes Neuyork, wo hinein das Teuerste und Feinste aus vier Erdteilen fließt, um mit dem Wissen und dem Wollen des fünften für dessen delikateste Wünsche hergerichtet zu werden. Ein modernes Rom. — Ursulas schlanke Füße hatten das

Pflaster der Stadt noch wenig betreten. Aus der sanften Abgetönttheit des Autos, das Ken zum Andenken an ihren Trauungstag mit der seidenen Farbe der Springen hatte beziehen lassen, trugen sie ein paar Schritte quer über das Pflaster, quer durch das mannigfaltige und brutale Leben, das darüber flutete, zu der Tür der Studios, der eleganten Läden, der exklusiven Hotels und Restaurants. So prangend die Fassade dieses Neuyork war, so eröffnete sich der eigentliche Reichtum doch erst hinter den Rampen. So wie man in der Öffentlichkeit der Stadt, trotz oder vielleicht wegen der Farbenorgien, denen die Neuyorker in den mittleren und unteren Schichten sich kritiklos überall hingibt, Kleider vom besten, aber einfachstem Schnitt und unauffälligen Abtonungen trug und nur dort, wo man unter sich war, allen Phantasien

Spielraum gewährte, so zeigten die Auslagen der teuersten Läden oft nichts, als etwa eine große griechische Vase auf kardinalrotem Grund; oder einen farbenstrahlenden chinesischen Schal, über einen Chippendalestuhl geworfen. Die besten Schneiderateliers hatten weder Schilder oder Auslagen, noch irgendeine Reklame. Sie verachteten solche Mittel, standen nicht an auf Kunden von der Straße, hätten diese noch soweit Geld. Ihre Adresse wurde nur von Mund zu Mund weitergegeben.

Ursula war neugierig, es litt sie nicht immer im Wagen. Sie ging zu Fuß die ganze fünfte Avenue, Neuyorks Pfauenallee, hinab, vorüber an den letzten alten, breithüftigen Millionär-Palästen, die sich ihrer selbst in der über sie hindringenden Stadt nicht mehr sicher waren, von denen einer nach dem anderen pietätslos niedergeissen wurde, um schwammisch schnell emporwachsenden Hochbauten Platz zu machen.

„Neuyork gehört nicht mehr den Neuyorkern,“ sagte Ken abends im Wagen zu Ursula. Sie fuhren nach Yonkers hinauf, wo sie zum Dinner eingeladen waren und ihr Chrysler



Stillleben. Gemälde von Albert Herzfeld.

schnurrte jetzt gerade Riverside entlang, dieser Lieblingsstraße des neuen Reichtums, deren natürliche Schönheit durch die Geschmacklosigkeit schnell erworbenen und schnell ausgegebenen Geldes nicht verwischt werden kann. — „Neu York gehört nicht mehr den Neu Yorkern, zumindest nicht das Neu York der Straße. In einem Viertel spricht man Yiddisch, im anderen griechisch, italienisch und armenisch. Und im Norden ist Harlem, die Negerstadt“ — quer über Kens Stirn stand eine Falte, als sähe er eine Gefahr, — „und wir, wir Amerikaner, wir ziehen uns davor zurück.“

Ursula sah auf General Grants Mausoleum hinüber, das Fluss und Boulevard beherrschte, und sagte: „Es wäre schade für die Stadt, für den Geist, der dort auf dem Grabmal eines Kriegshelden schrieb: Laßt uns Frieden haben“ —

Kenneth Mac Donald lächelte, steinern und ruhig. „Du hast recht. Wir tun es auch nur scheinbar, nur äußerlich, um die enge Verbindung zu vermeiden. Aber nie wird uns Neu York ganz entgleiten, denn es hat das große Hinterland des Westens als starken, sprudelnden Quell echt amerikanischen Wesens. Auf uns alteingesessene Amerikaner aus dem Westen kommt es an. Wir werden die Aufgabe Amerikas erfüllen.“

„Was wäre das für eine Aufgabe?“

„Eure Kultur zu bewahren, die europäische Kultur. Die Kultur der weißen Rasse.“

Einen Augenblick sah Ursula ihn starr an, dann begann sie zu sprechen, während sie über ihn hinaus irgendwo ins Weite blickte, als kämen die Worte ihr von dort her zu: „Amerika soll unsere Kultur bewahren? Amerika, das die Welt mit Jazz und Gleichmacherei überflutet, das unsere Kunstsäume aus dem Land trägt, mit dem Unverständ von Kindern oder Größenwahnstinnigen gottgewachsene Kunst ihrem Nährboden entzieht und sie ausspeichernd brachliegen läßt in den Schlössern von Schweinezüchter-Millionären? Amerika, das uns arm macht und uns dadurch den Saft des Lebens entzog, — dies Amerika will, soll unsere Kultur bewahren?“

Sie vergaß, daß sie Ken beleidigen könnte, vergaß seine Güte, seine Ritterlichkeit, vergaß ihn überhaupt; ihn und sich selbst. Nicht sie sprach, sondern aus ihr brach die Stimme des besiegen Erdteils, die Stimme des gefreuzigten Landes, einer zerrißenen Klasse, einer Seele in der Qual der Heimatlosigkeit.

Europa — Amerika. —

Und es war auch nicht Kenneth allein, der ihr antwortete, während sein Kinn noch fester und trostiger wurde und sein Gesicht plötzlich eine Scharflingigkeit hatte, die es sonst ihr gegenüber nicht besaß: „Du irrst, und es ist wichtig, daß du deinen Irrtum einstiehst. Nicht wir haben euch arm gemacht, eure eigene Ohnmacht tat es. Ihr seid geborsten und habt nichts, um den Spalt zu füllen und so schüttet ihr das hinein, was wir auf unserer Oberfläche treiben haben — Jazz, Monotonisierung, Maschinisierung, Nivellierung — und denkt nicht daran, daß es für uns bloß Stadium, Stufe, nicht Inhalt ist. Ungeheures müssen wir freilich jetzt vollbringen, damit diese Mittel nicht unsere Tyrannen werden. Rechne nicht mit Jahren! Was ist ein Menschenleben! Nur die Rasse, die Epoche zählt. Eure Kultur hat keine aufreibende Kraft mehr, weil ihr die Neugierde fehlt und die Brüderlichkeit des Wollens. Aber wo ihr stehen bleibt, dort springen wir ein und führen weiter — euch mit uns, in uns.“

Schon war seine Stimme wieder warm geworden, und sein Gesicht hatte sich geglättet. Da bemerkte er, daß ihr ausdrucksvolles Gesicht verändert war.

Sie hatte seinen letzten Worten kaum mehr zugehört, hatte sie nur in sich hineinfallen lassen wie große, schwere Tropfen. Etwas hatte sie plötzlich namenlos verwirrt — das kleine, bürstenartige Bärchen oberhalb seiner Lippe, das er sich nach der neuen Mode der eleganten jungen Amerikaner wachsen ließ. Sie hatte es all diese letzten Monate mit Gleichgültigkeit gesehen und nun —

Sie dachte nicht nach darüber. Sie dachte auch nicht mehr über die Frage nach, die sie noch eben heiß umstritten. Europa — Amerika — Zweifel, Fragen, Härten waren auf

einmal weggeschwunden. Sie wußte nichts als die Gegenwart dieses Mannes, der ihr Mann war und der sie noch nie berührte hatte.

Bis heute, bis zu diesem Augenblick war er ihr immer der Fremde gewesen, der andere, immer jenseits eines tiefen Grabens, über den sie nicht kommen konnte. Aber nun fühlte sie seine Nähe wie etwas Mildes, Vertrautes. Unter dem großen pastellblauen Filzhut hob sie das Kinn ein wenig und drückte ihren Körper tiefer, wohlinger in die Kissen.

Sie wußte jetzt plötzlich, daß sie diese Fahrten leidenschaftlich liebte, diese Fahrten zu zweit in die Dämmerung hinein. Schon war die vielsprachige, vieltürmige Pyramidenstadt hinter ihnen, unter dem fliehenden Wagen hob sich die Straße; Landsitze, Parks flogen vorbei.

Ursula schloß die Augen, um das Glück und den Frieden, die sie in sich niedersinken fühlte, mit ganzer Seele aufzunehmen zu können. Auf ihrem Gesicht lag die Holdheit knospenhafter Jugend verklärend über dem Schleier der Leidenschaft. Ihre Hand tastete, während Ken steif neben ihr saß und geradeaus sah, als läge dort sein Ziel, zu seiner heran, die unbedeckt auf dem Knie lag, legte die Finger darum, leise, scheu, aber nicht zögernd.

Und sie ließ sie von seinen Fingern fest umschließen.

Als sich das Tor zum Park öffnete, zog Ken ein Notizbuch heraus und machte einen Ring um das Datum des Tages.

Ursula aber sagte, lachend ihr Cape am Hals mit der linken Hand haltend, daß das Feuer des Verlobungssteines zwischen den Beilchenblüten aufblitzte, die den Kragen bildeten: „Immer, trotz deiner Bauträume, bist du der richtige Amerikaner. Sogar mit mir, knapp vor Besuch und Dinner, denkt du an Busineß.“

Er klärte ihren Irrtum nicht auf. Er lächelte, sah ihr in die Augen und dachte, während es heiß gegen sein Herz schlug: „Heute — der erste Schritt — der erste. Und dann — der zweite — Wann? Vielleicht morgen. Vielleicht in zwei Monaten. Gleichviel. Aber dann ganz — ganz — ganz — mit Leib und Seele. Nicht eines ohne das andere —“

Und sie traten in das Haus. Das stand über zweihundert Jahre und war von einem Holländer erbaut, dessen Abkömmlinge, die Familie Dewalt, es noch heute besaßen. Mr. Dewalt war es gewesen, der seinerzeit, als Kenneth ihm seine Verlobung mitteilte, seine für einen Mann seltsam feinen Brauen gerunzelt hatte und gesagt: „Eine Europäerin willst du heiraten? Sei vorsichtig — Heirat ist immer zu überlegen; eine solche aber zweimal. Nicht, daß ich das geringste gegen die europäischen Frauen hätte. Aber — Art bleibt besser bei Art.“

Nun aber, da Ursula Mrs. Mac Donald war, empfingen er und seine Frau sie mit der ausgezeichneten Höflichkeit und der taktvollen Wärme, die die Amerikaner der alten, oberen Schicht auszeichnen. —

Über das Weekend fuhren Ursula und Ken diesmal nicht in Mrs. Shurmans großes, lustiges Haus, sondern in ein kleines, exquisites Hotel, das in moosgrüne Kiefern eingebettet am weißen Strand an der Nordseite von Long Island lag, dieser freundlichen, in einen riesigen flachen Garten umgewandelten Insel, die sich lang neben der Küste hinstreckt. Der Sommer hatte ungewöhnlich lange in den Herbst hineingezaudert und durchfützte noch die klare, herbe Blüte des späten Oktober mit seiner Wärme. Ursula kam in einem königsblauen Badetrikot aus ihrem Zimmer herunter, war Strand und sah der Sonne nach, die heute alle Auge also von kleinen Wolken bedrängt wurde. Bedauernd sagt zu Ken, der schon ausgestreckt im Sande lag: „Das wohl das letzte Bad sein.“

Sie ging beschwingten Schrittes dem Wasser zu, als könnte sie die köstliche Berührung mit ihm kaum erwarten. Die Luft war heute kühler als sonst, und sie wollte die Wärme ihres Körpers nicht dem Wind anvertrauen, nur dem klopfenden Rhythmus der Wellen.

Mit einem kleinen Schrei jauchzender Lust breitete sie die Arme aus und wateete immer tiefer und weiter, den Blick wie gebannt auf jener zitternden Linie, auf der Meer

guten Lust bleiben? Ich werde Mrs. Shurman telephonieren, dich abzuholen. Nein, du willst mit mir? Gut. Desto besser, desto schöner."

Die sentrechte Falte über seiner römischen Nase kannte Ursula. Die hieß: Zusammenfassung der Gedanken, Pläne. Anderes glitt da ab — was es auch sei.

Sie packte selbst die Koffer.

Zuhause, nach der eiligen Fahrt, ruhte sie ein wenig. Als sie dann, da Ken das Auto benutzte, in einem Taxi zu einem kurzen Besuch fahren wollte, um die von Erwartung leise durchzitterte Zeit bis zu seiner Rückkehr irgendwie

zu überbrücken, geschah dieses gänzlich Unerwartete, das die ruhige Oberfläche des Weges, auf dem ihre Tage nun ziel-sicher dahinschwebten, von Grund aus aufwühlte.

Der Führer des Autos, das scheinbar arbeitslos neben dem Gehweg vor ihrem Hause stand, erhob sich auf ihren Wink und öffnete die Wagentür — — da bemerkte sie, daß es gar kein Taxi war, sondern einem solchen nur täuschend ähnlich sah. Und im selben Augenblick erkannte sie auch in dem Chauffeur, der ihr dientstbesessen die Tür öffnete, erstaunt und fast entsetzt — Bertie, Bertrand Krüger. —

(Fortsetzung des Romans folgt.)

# Vom Weihnachtslied zum Weihnachtsgedicht

## Von Dr. Eugen Schmahl

Die Botschaft von der Erlösung der Welt bildete den Grundcharakter mittelalterlicher Weihnachtsdichtungen. Rein religiöse Motive, wie sie in jedem lebten, weil noch unerschütterlicher Glaube im Volk herrschte, waren Anlaß und Inhalt der Gesänge. Es mischten sich darein altgermanische, mythische Vorstellungen, wie auch naive Volksfreude an den Begleitercheinungen der heiligen Zeit zu Worte fanden. Das Weihnachtswunder selbst hielt sich in der Darstellung fern von spekulativen Betrachtungen, war eine gegebene Tatsache, ähnlich dem Schöpfungswunder und hatte gerade darin seine unangetastete Bedeutung für jeden, der in der Erlösung von Welt und Sünde durch den auf so wunderbare Weise menschgewordenen Herrn Trost und Erhebung suchte. Jedes Christfest war ein sichtbares, sich stets wiederholendes Zeichen der Gnade des Himmels:

„Das ewige Licht geht da herein,  
Gibt der Welt einen neuen Schein.“

Aber diese Unmittelbarkeit des Glaubens und Fühlens verlor sich schon im 17. Jahrhundert. Nach dem Dreißigjährigen Krieg mit seiner Vernichtung alles ursprünglichen Volkslebens begann sich eine vom Volk mehr oder weniger losgelöste Literatur zu entwickeln, die man zeitweise sogar künstlich, schulmäßig und schulmeisterlich züchten zu können glaubte. Es wurden Verse gemacht, ohne daß ein wirkliches Gefühlsbedürfnis zu dichterischer Produktion trieb. Man lernte schwäzen, und mit der Massenherstellung von Reimen setzte die unausbleibliche Verflachung ein. Nur wenige, wie etwa Paul Gerhardt, ragen aus dieser Zeit als Künstler von Berufung und innerem Drang hervor. Aber schon Paul Gerhardt trifft den Volkston nicht immer. Er geht gar zu oft lehrhaft in die Breite. Trotzdem hat er uns noch Weihnachtslieder von solcher Innigkeit und Klangfülle geschenkt, daß das zeitlich Vergängliche seines Schaffens weit dahinter zurücktritt. Eine bedeutende Ausnahme tritt uns auch in Fürchtegott Gellerts „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ entgegen, Verse, deren Vollgehalt schon im Wortklang den stärksten Ausdruck findet.

Und noch eines kommt hinzu: Mit der Aufklärung und dem sich in ihrem Gefolge durchsetzenden Subjektivismus der Anschauungen verliert sich das religiöse Grundgefühl immer mehr. Das persönliche Stimmungserlebnis tritt allmählich an seine Stelle. So wird der Boden vorbereitet für den der reinen Kunstdichtung im 19. Jahrhundert, von der, auf wenige Ausnahmen, nichts vollständig geworden ist. Als Übergangsscheinungen können Max von Schenkendorf und Ernst Moritz Arndt angesehen werden, deren Lieder „Brich an, du schönes Morgenlicht“ und „Der heilige Christ ist kommen“ durch Aufnahme in das evangelische Gesangbuch dem Volk wenigstens nahegebracht worden sind. Das sind die letzten Ausläufe des wahrhaft lebendigen, religiösen Weihnachtsgesanges. Reflexion und Stimmungsmalerei verdrängen nunmehr den religiösen Inhalt. Über den Kunstwert an sich ist damit nichts gesagt. Es wird sich vielmehr überhaupt darum handeln, die Weihnachtsdichtung der modernen Zeit als Ausdruck unserer inneren Struktur in ihrem Charakter und ihrer Formgebung aufzuzeigen, um ein inneres

Verhältnis zu ihr zu bekommen und sie, unbirrt durch falsche Maßstäbe, als wirklichen Besitz in uns aufzunehmen.

Zweifellos wird uns ein großer Strauß farbenfroher und duftender Blüten da entgegengehalten. Aber schon Goethe ist sehr still gewesen über Weihnachten. Wir haben sein Epiphaniastlied ganz im Stil alter Volksweisen und eine Briefstelle an Kestner, in der er eine Frühstimmung am Weihnachtsmorgen wiedergibt, mit der bezeichnenden Erklärung: „Ich habe diese Zeit des Jahres gar lieb, die Lieder, die man singt, und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt.“ Daraus geht deutlich hervor, daß Goethe eine innere Beziehung zum Sinn des Festes nicht gehabt hat, sondern nur von äußeren Eindrücken, die durch die Zeit und das Fest mit all seinen Besonderheiten hervorgerufen wurden, benommen war. Nicht anders ergeht es uns mit Eichendorff, dessen Gedicht „Weihnachten“ nur romantische Stimmungsmalerei bringt. „Gnadenreich“ ist dem Dichter die Zeit, weil sie ihn gefühlsmäßig emporzuheben und in diesem Hochgefühl besonders empfänglich für jeden Stimmungsreiz zu machen vermag. Bei Lenau werden in seinen Weihnachtsversen, die wir in dem Epos „Savonarola“ finden, schon tiefsere, eindringlichere Töne angeschlagen. Aber der Dichter legt dem Fest seinen Sinn unter. Nicht mehr die Heilsbotschaft als solche ist für ihn Anlaß zur Freude, sondern ihre individuellen Wirkungen. Weihnachten wird die „Nacht des Mitleids und der Güte“. Der Dichter gesteht nach dem stammelnden Ausruf: „O Weihnacht, Weihnacht, höchste Feier“:

„Wir fassen ihre Wonne nicht,  
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier  
Das seligste Geheimnis dicht.“

Aus dieser Demut des Nichtwissens erwächst Lenau die Sehnsucht nach Gott, und diese Sehnsucht, so reflektiert sie auch ist, wird in echt katholischer Wendung: „Maria — und empfing“. Vom geistlichen Ursprung ist nur noch das Thema geblieben. Die Abwandlung ist erklärend literarisch, wenn auch bestechend und einzigartig. Wir sind aus dem Stadium frommer Verehrung biblisch gesetzter Worte herausgetreten. Lenau grübelt hinter den Dingen her. Wir werden ähnliches später bei Dehmel finden. Anders Theodor Storm, der sich ganz dem Stimmungzauber der heiligen Nacht hingibt und uns so ein Weihnachtslied von seltener Schönheit schenkt: „Vom Himmel in die tiefsten Klüfte ein milder Stern her-niederlacht.“ Die ganze Inbrunst Stormscher Lyrik und die schlichte Größe eines echten, unverfälschten Gefühls: „Ich fühl's, ein Wunder ist geschehen,“ ist darin wiedergegeben. Bei Storm klingt indes auch schon ein anderer, ganz modern anmutender Ton an. In seinem Gedicht „Weihnachtsabend“ taucht plötzlich bedrückend die soziale Frage auf. Das Mitleid mit den Armen, wie auch die Sorge für die Armen und Elenden, war von jeher, als Dienst der Liebe, die am Weihnachtstage in die Welt gekommen ist, eine gegebene und anerkannte Pflicht. Diese Pflicht wurde froh erfüllt. Bei Storm aber lehrt sich der Anblick der Armut zur Selbstanklage, die nicht Freude, sondern beklemmende Angst aufkommen läßt. Dieses soziale Motiv setzt sich immer stärker durch, ein Zeichen dafür, wie neue Probleme sich an altem, überkom-

menem Glauben zu messen beginnen und die Betrachtung auf ein Gebiet lenken, das uns nicht mehr loslassen soll, weil gehäufte Not unerlöst durch die Jahrzehnte schreitet.

Außerordentlich bezeichnend für diese Stimmung ist die Dichtung Richard Dehmels, der die Weihnachtstunde ganz ins Symbolische wendet und ihr einen zeitgemäßen Sinn zu geben sucht. Dehmel ist ein Gottsucher sein Leben hindurch geblieben. Trotz aller Zeitercheinungen muß der Dichter doch bejahen, daß die Liebe lebt, „ob er gleich gekreuzigt worden“. Und doch findet er den Glauben, aus dem Jesu Leben und Tod geflossen ist, nicht, er sieht nur die Tat und setzt sie in Vergleich zur Welt. Er wertet moralisch, nicht mehr wahrhaft religiös. Siehe sein Gedicht „Heilige Nacht“, in dem er das Weihnachtswunder nach seiner Weise auslegt.

Naiver, aber doch auch davon im Tieffsten berührt, ist Detlev von Liliencron. Er möchte schenken, immer schenken; möchte Freude überall hintragen, um sich selbst freuen zu können, und so lädt er die Kinder der Armen und Elenden auf sein Schloß Poggfred und singt ihnen ein wundervolles, ein reizendes Weihnachtslied. Die Freude der Kinder spielt

überhaupt mit die größte Rolle in der modernen Weihnachtsdichtung und hier bleibt sie auch unproblematisch. Die helle Stimme der Kleinen, ihr heimlich fiebhaftes Warten auf das Christkind und ihr Jubel, als es da ist, all das wird Melodie in Gedichten etwa von Ernst von Wildenbruch, Frida Schanz, Heinrich Seidel, Gustav Falke. Daneben dokumentiert sich in den Weihnachtsgedichten der Moderne noch die Liebe zur Heimat, wie beim Prinzen Emil zu Schönach-Carolath. Heimweh klingt in der Fremde auf und die Sehnsucht nach den weiszverschneiten Bergen Deutschlands. Immer wieder auch wird die Jugend in die Erinnerung zurückgerufen, das Fest der Kinder macht auch die Alten wie Kinder rein und frisch; es macht aber auch besinnlich und erschüttert so sehr, daß wir mit Georg Busse-Palma, aufwachend aus unserer zeitlichen Besangenheit, an uns erfahren:

„Und plötzlich werden die Augen mir naß,  
Ich weine und bete und weiß nicht was;  
O, du Gottes Sohn, du Marienkind,  
Erbarm' dich der Seelen in Wald und Wind,  
Die so wie ich in der Irre sind!“

## Heiligabend im Beruf

### Von Karl Alexander Prusz

„Wie seltsam ist der Seiten Lauf,  
Am Christfest zieht der Muselmann auf Wache auf.“

Diesen etwas holprigen Vers dichtete einst am heiligen Abend ein türkischer Leutnant in das für solche Ergüsse auf der Berliner Schloßwache ausliegende „Ulfbuch“, als er, zum Wachhabenden kommandiert, einsam in dem kellerartigen Gewölbe seiner Wachstube hockte und vor Langerweile philosophische Betrachtungen über den Zweck seines Daseins angestellt haben mag. In richtiger Erkenntnis dessen, daß es einem Mohammedaner doch gleichgültig sein müßte, wo er sich am Christabend befände, hatte der Kommandeur jenes Garderegiments, bei dem der Türke Dienst tat, diejenen auf Wache, seine übrigen Leutnants dagegen zu ihren Eltern nach Hause geschickt. Aber nur einmal ist diese glückliche Lösung in der Berliner Garnisonsgeschichte vorgekommen, die übrigen rund gerechnet 250 preußischen Soldatenjahre sind die Leutnants samt ihren Füsilierern und Grenadiere am Heiligabend auf Wache „geschoben“.

Büros, Banken, Fabriken und Behörden machen am 24. Dezember möglichst früh Schlaf. Arbeiter und Angestellte bekommen ihre Gratifikationen in die Hand gedrückt — nun winken zwei und, wenn es der Kalendermann besonders gut meint, sogar drei berufsfreie Tage, die nun ganz der Familie und dem Heim gehören dürfen. Ledig aller Form, wollen sie nichts anderes als Mensch sein. Er sind viele Berufszweige, die so Weihnachten feiern können, — Gott segne ihnen das Fest! — aber tausende andere unserer Mitbürger hält am Heiligabend der Beruf fern von den Thren. Sie hören keinen Kinderjubel, keine Weihnachtslieder und Glocken, sehen keinen Lichterglanz.

Die Kindheitserinnerung an ein Bild taucht da auf: „Weihnachten auf der Lokomotive“ hieß es. Wer kennt wohl diesen alten Holzschnitt nicht aus unserm „Dahlem“, dessen Hefte Großmutter gesammelt und eingebunden hatte und in denen wir Kinder so oft geblättert haben? Die Fäuste an den Hebeln späht der bejahte Führer der Maschine durch die Scheiben in das Schneetreiben hinein nach den Signalen, während der jüngere Heizer, barhaupt und mit entblößtem Oberkörper, sich abmüht, die schweren Kohlen in die Glut des Kessels zu schaufeln. Kein Tannenzweig, kein Lichten erinnert daran, daß Heiligabend ist. Dieses Bild hat damals auf unser junges Gemütt solch tiefen Eindruck gemacht, daß wir noch heute mit Hochachtung und stiller Verehrung zu den großen, starken Männern mit den hellen Augen emporblicken, wenn ihre Maschinen an uns vorübersausen. Unbewußt kommt daher auch den meisten, wenn Heiligabend an die „Armsten, die bei dem Wetter jetzt unterwegs sein müssen“ erinnert wird, sofort der Gedanke an jene Männer auf den schwarzen Untertümern, und von ihnen erst breitet er sich auch auf die vielen, vielen anderen Eisenbahnbeamten und Arbeiter aus. Ihre Phantasie eilt auf die Meere. Hier sind es der Leuchtturmwächter, die Handvoll Leute eines Feuerschiffes, die Lotsen und Fischer, die mit ihren Schuten und Ewern auf der Fahrt sind. Auch das sind alles liebe, gute Freunde aus der Kinder-

zeit. Bei ihnen ist es etwas weihnachtlicher. Lichte brennen an einem Bäumchen oder einer Pyramide irgendwo in der Ecke, der Grog dampft, und die Töne eines heidenmäßig verstimmen Schifferklaviers tönen durch den in Tabakwolken gehüllten Raum „Stille Nacht, heilige Nacht...“ Nicht allzu lange hält sich Jan Maat bei den Weihnachtsliedern auf. Die liegen ihm nicht. Seiner Sehnsucht nach „Muttern“ und den „Jöhren“, dem Zuhause gibt er anders Ausdruck, mit den alten urwüchsigen Hamborger Weisen:

„Soo'n... Pott... voll...  
Snuten un Poten, det is'n fein Gericht,  
Arwen un Bohnen, wat bätters gift dat nich,  
Spitool un Klüt'n un lütt Röm dorts,  
Junge, Junge, so'n Mül mof man, freet man düchtig to.“ —

Von der Straße heraus dringen die Geräusche der Stadt an unser Ohr. Sie sind uns so gewohnt, daß wir sie längst überhören. Nur heute abend stören sie uns in unseren Gedanken. Leise, doch vernehmlich pochen sie an unserer Seele: Sei dankbar! Sei glücklich! Sei zufrieden! Wir hier draußen, wir auf den Straßenbahnen, auf den Autos können heute abend nicht feiern. „Aber, Vater, die Feuerwehrleute doch auch nicht? Und die Schupos?“ — Ach ja, seit wir kein großes Heer mehr haben, sind Feuerwehr und Schupo der Soldaten-Ersatz der Kinder. „Nun, mein Junge, was dächtest du wohl, was geschehen möchte, wenn diese Männer heute abend nicht auf Wache wären?“ — „Dann will ich aber nicht Schupo werden,“ sagt der Benjamin und setzt den schwarzen Pappstichako, den der Weihnachtsmann gebracht, wieder ab. Einige gute Worte zu der empfänglichen Kinderseele tragen schnell Frucht. Benjamins Verehrung der bunten Uniform und bewunderten Tätigkeit des Schupo- oder Feuerwehrmannes schwenkt von dem äußeren Schein zur Wertschätzung der Persönlichkeit, zur Erkenntnis alles Menschentumes, das er bei seinen Freunden entdeckt hat, um. Er lernt den Begriff Pflicht kennen und sieht das nächste Mal dem Schupomann in der Ecke nicht auf die blanken Knöpfe, sondern in die Augen. Der Postbote, sein dritter Freund, wird nun von ihm beiseite geschoben: „Der ist ja Heiligabend nach Hause gegangen, nicht wahr, Vater?“

Ja, die Post. Weihnachtstage, Arbeitstage für sie, an den Feiertagen selbst haben die „Stephansjünger“ — um einen alten, vergessenen Ausdruck einmal wieder zu gebrauchen — Ruhe. Nur die geplagten Damen der Fernsprechämter und die Telegraphenbeamten müssen unseretwegen auf Wache sein. Sind sie doch nur eingefahrtete Teile jener Anlagen, die den Verkehr zwischen uns Glücklicheren vermitteln, und sei es auch nur, damit wir einander frohes Fest wünschen können. — Schon sind unsere Gedanken zu einem anderen Beruf gewandert, der auch keinen Heiligabend in der Familie kennt und auf dessen hilfreichen Beistand Tausende und aber Tausende, die in Deutschlands Krankenhäusern liegen, angewiesen sind. Gewiß brennen in den meisten Krankenstuben Weihnachtskerzen. Liebe, Freundlichkeit, Feststimmung herrschen, aber alles das kann doch den eigenen Weihnachtsbaum



Die Anbetung der Könige. Gemälde von Jacob Cornelisz van Amsterdam oder  
van Dossanen

(Original im Besitz des Herrn Regierungs- und Baurates A. Sommerguth, Berlin-Grunewald)



nicht erschzen. Und nun fährt ein Auto vor, bringt einen Kranken. In Sekunden flammen die grellweißen Lampen des Operationsraumes auf, Schwestern machen eiligt Instrumente bereit, der Fernsprecher reiht die Assistenten, den Chefarzt heraus aus fröhlichem, seligem Weihnachtsabend. Die harte Pflicht ruft die Männer zum Kampf, um dem Tode ein Menschenleben abzuringen! Auch ein Heiligabend!

Wollen wir nicht um so glücklicher und dankbarer sein, daß wir gesund und froh, so recht gemüthlich und behaglich im warmen Stübchen sitzen? „Jungs, wem verdanken wir denn eigentlich die Wärme?“ — „Ich weiß, Vater, dem Kohlenmann. Aber nicht wahr, der ist doch heute abend zu Hause?“ Allerdings, der Kohlenmann nebenan im Keller, der feiert auch wie wir Weihnachten, aber wie viele Männer, die die Kohlen dort hervorholen, wo sie unter der Erde wachsen, müssen auch auf Wache sein! Bergwerksarbeit darf nicht unterbrochen werden, sonst treten Schäden auf, die schwer wieder gutzumachen sind. Das Wasser muß ständig herausgepumpt, Stollen und Schächte müssen bewettert, d. h. zur Verhütung von schlängenden Wettern mit frischer Luft versehen, das gesamte Berg-

werk muß überwacht werden. Was würde die Hausfrau wohl machen, wenn am heiligen Abend, zu dem sie ihr Heim feierlich gepuht und in der Küche die herrlichsten Gerichte zum Kochen und Braten bereit gestellt, plötzlich die Männer in den Werken für Gas, Elektrizität und Wasser sagten: „Lasst uns auch Weihnachten feiern und die Augen unserer Kinder leuchten sehen?“ Hand aufs Herz, würde sie nicht ungehalten sein und vielleicht harte Worte gebrauchen — und das Gesicht des Hausherrn möchte ich am ersten Feiertag auch nicht sehen, wenn die Morgenzeitung, an der die Männer der schwarzen Kunst die ganze heilige Nacht für ihn gearbeitet haben, ausbliebe.

Noch sind wir nicht reihum. Noch haben wir manchen Beruf nicht erwähnt: Die Gathofsangestellten, die unendliche Zahl der Dienstboten... da tönt aus dem Lautsprecher, den auch der liebe, gute Weihnachtsmann beschert hat: „O du fröhliche, o du selige...“

„Du Vater, sind die Künstler vom Rundfunk heute abend auch nicht daheim?“ — „Nein, mein Junge, auch die sind — wie sagte der Türke? — auf Wache gezogen.“

## Regen. Ein Weihnachtserlebnis in Deutsch-Südwestafrika. Von D. M. Soest

Seit Jahrzehnten war nicht solche Dürre gewesen. Die Luft stand still und zitterte vor Hitze, die Bäume waren grau, ohne Blätter, sie sahen aus, als könnten sie nicht wieder grünen, das Wasser in Brunnen und an Staudämmen versiegte, nur an jedem zweiten Tag konnten die Rinderherden zum Saufen kommen. Die Eingeborenen mit ihren großen Ziegenherden wurden ratlos, und wenn morgens der Farmer Friedrich auf der Verandatreppe stand und Arbeitsteilung gab, sah er unzufriedene Gesichter: „Keine Wasser da, Baas, miskin alle Bockis bald tot.“ Ja, nach ihren Bockis fragten sie zuerst, und nicht nach den Rindern vom Baas, nach dem versiegenden Milchquell der Kühe, nach ausfallenden Geldeinnahmen, die schon auf dem Papier berechnet waren — nach mager und minderwertig werdenden Schlachtochsen. — Über des Farmers brummenden Schädel zog sich eine ganze Schuldenlast zusammen: Dem Storemann für Mehl, Reis, Tabak 300 Schilling, für Dynamit zum Brunnenbau 200 Schilling, an Eingeborenenlöhnen 4 Hirten 80 Schilling, 4 Arbeiter 80 Schilling, Melkweiber 60 Schilling — und da stand das ganze Volk der Farm, braun, zerlumpt, schlecht riechend, fliegenbeißt, die Pfeife im Mund, bei allem Dreck sorglos, satt und nur an ihre Ziegen denkend — und der Farmer ballte die Faust und dachte, daß es der Schwarze besser hat als der Weisse, und er sah über dem weiten, grauen Veldt am Horizont wieder die Morgensonne ohne Wölkchen, rund, rot, wie Feuer, erbarungslos heiß schon am frühen Morgen, und hörte in der Ferne vom Kraal her die durstigen Stimmen schlecht getränkter Tiere. Nun schimpft er, wie seine Frau es oft



tat, auf Dürre, Hitze, blauesten aller Himmel, auf die ewig gleiche Sonne, und während er sich matt und müde auf die Haustreppe setzt und den sich langsam trollenden Arbeitern nachsieht, denkt er an Regenschirme, nasses Asphalt, Pladdewetter, graue, dicke Wolken, dieheim in Deutschland. Und Schnee! Weihnachten mit Schnee! Straße und Schloßberg weiß, vor dem hohen, steilen Schloß die kleinen Häuser mit hellen Augen, davor der schwarze Fluß und das breite, rauschende Wehr — das Lahntal, die Enge dort, die köstliche, kalte, nasse Luft. Er stopft seine Pfeife neu, die Lippen sind trocken, vor lauter Sorgen schmeckt sie nicht, er könnte ebensogut Kraalmist rauchen wie englischen Plattentabak. Er ist allein in dem kleinen Haus am Berg, zum Untkommen öde ist's so — letztes Jahr ist er mit Lisa in den Busch geritten zur Weihnachtszeit, da hatte der Regen schon eingesetzt, und es war grün, und im Veldt hatten große weiße Lilien gestanden, ihnen beiden zur Freude, dem Weihnachtstisch zur Ehre! Der Farmer denkt daran, daß im Tränkebassin nur noch eine grüne, schlecht riechende, einen halben Meter hohe Wasserreserve ist, der Windmotor steht unbewegt in der glühenden Luft, wer weiß, ob tief unten im Bohrloch die unbekannte Quelle noch Wasser spendet.

Nachbarn fragen an, ob sie ihre Herden zum Tränken schicken können, bitten um Hilfe in der Not, Dürre landauf, landab. Verfluchtes Land! Er hat allen Nachbarn abgeschrieben, und seine liebsten Nachbarn hat er getrostet mit einer Einladung zum 24. Dezember. Beinahe ist's so, als ob das Fäschchen Suppi, das in der Wohnstube liegt, der zuverlässigste Flüssigkeitsspender auf die 5000 Hektar großen Farmland wäre,



und der Farmer geht in den Schatten seiner kleinen Stube und stößt die 60 Liter im Faß rollend hin und her. Am liebsten ertränke er alle Sorgen sofort, aber heute sind die Gäste noch nicht da — — Der Wein hat eine weite Reise vom Kapland hierher in die Mitte der deutschen Kolonie gemacht, da muß man stark sein und nicht mit sich allein ein Trinkgelage vorneweg veranstalten wollen!

Eine heiße, mütlos machende Woche ist verstrichen. Das Wort „katastrophal“ ist oft gedacht und mit reitenden Boten beim Austausch von Bestellungen und Zeitungen auch den Nachbarn geschrieben worden, und zwanzig Kälber mußten erschossen werden wegen Milch- und Weidemangels. Nun ist der 24. Dezember gekommen, strahlend blau am Morgen, und von einer dumpfen, drückenden Schwüle am Nachmittag, Wolken waren erschienen und wieder verflogen, und in die lastend heiße Dämmerung hinein klang der Hufschlag — — Da kommen die Nachbarn zum Heiligabend auf ihren zähen, magren Pferden 60 Kilometer weit, braun gebrannt, im Khaki-zeug mit schwieligen Händen, Iwers und Maier — und auf seinem kleinen Ford-Lieferwagen mit lauem Hupen Hansen im weißen Anzug — und sie sahen etwas verlegen einen als Weihnachtsbaum gepuzzten Steppenbusch an, der mit Lichten, die sich vor Hitze umhogen, und grauen, kleinen Blättern und sehr viel Dornen in der Wohnstube an der blauen Wand steht. Heute brauchen sie nicht zu singen, Gott sei Dank, die Frau ist verreist. Anna, das Küchenmädchen, hat schon ihre Weihnachtsgabe an, ein leuchtend neues Kattunkleid und einen neuen, roten Schal um den Kopf hoch wie ein Turban. Der servierende Bambuse zeigt sich in gelber Khakijacke zu zerlöcherten Hosen und nackten Beinen. — Die Eingeborenen haben also bereits ihr Weihnachtsdeputat, und nachts wird ein großes Geschrei auf der Werft sein nach dem Hammel-

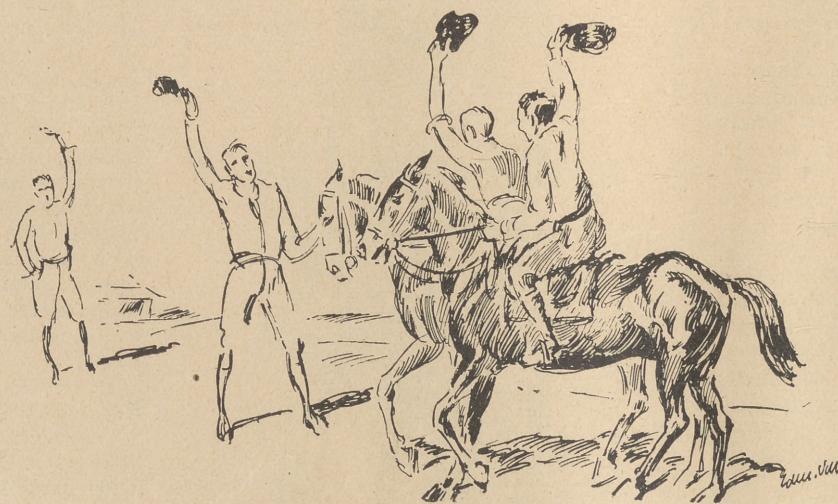
fressen. Der Tisch ist von der Veranda vor das Haus gestellt, vielversprechend mit Tellern, Gläsern und einem weißen Tuch. Aber der Wildbraten schmeckt so wie alle Tage, in die Suppe fallen von den hohen Bäumen Käfer und allerlei Ge-würm, so daß man bald die Petroleumlampe ausbläst und nun unter schwarzem, wolkenlosem Himmel sitzt. — Das Faß Kapwein muß her, Jakob muß einschenken — und nun werden die ernsten jungen Burschen lebendiger, sie reden von den guten Zeiten im Land, von steigenden Viehpreisen, sie sehen schon etwas Grün auf den grauen, weiten Flächen. — Der Farmer ist mit seinen 25 Jahren wohl der Älteste, etwas von oben herab hört er Wiße und allerlei dumme Dinge der anderen, die dem Wein zusprechen, zu schnell fast bei dem Durst und der Hitze. Sein schmaler, brauner Kopf glüht auch — er baut Staudämme, sieht Wasser quellen, pflanzt Mais, steckt Rosen- und Zitronenbäume für Lisa in die feuchte Erde — — Schnee und Christnacht und Gedanken an das vier Wochen Seereise ferne Land versinken, hier ist unser Boden, Afrika, hier wollen wir Kapwein trinken, Schakale bellen hören und Sterne am Himmel als Weihnachtslichte suchen.

Biel Neden gehen hin und her, und die halbe Nacht ist herum. Iwers schläft in seinem Liegestuhl, Hansen schweigt, und die anderen denken halb gequält und halb betäubt an kommende Wochen. Jakobus ist wach, er lacht und schenkt ein und hat vorhin gesagt: „Wo Mond sonst ist, kam dicke Wolke, omburo (Regen) mistkin bald kommen!“

Alte Soldatenlieder werden jetzt gesungen, aber man kann nicht recht, es klingt schlecht aus den trockenen, ausgedörrten Kehlen, in denen der Wein verzischt wie Wasser auf einer glühenden Herdplatte. Und nun ist Schweigen. —

Ein kühler Wind kommt plötzlich, der Farmer hebt die Hände: von Osten kommt der Wind von der Regenseite. Aber Wunder geschehen nicht, ist Regen zu erwarten, dann erst in Tagen, wenn Wolken sich gesammelt haben, Trotzdem: frisch bläst's jetzt daher, Jakobus trägt die Stühle ins Wohnzimmer, und das Tischtuch flattert im heftigen Wind. Drin ist's dumpf, eine schauderhafte Luft, das Fenster auf — der Farmer lauscht in die Nacht. Vom Osten her weht es, wenn auch nicht stark, aber wie sehr belebt dieses Windchen allein schon! Lampe angezündet, Skatkarten her.

Es ist sicher nicht schön, am heiligen Abend Karten zu dreschen; aber was hilft es. Man kann nicht immer nur an Dürre und Nöte denken, irgendwie muß man drüber fortkommen, und fängt man zu sprechen von der Heimat, von den fernen Lieben, vom Christbaum daheim vorm Altar in der kleinen Kirche — es hilft ja doch nichts: nach zehn Minuten ist die Unterhaltung wieder am Ausgangspunkt: Dürre — sterbendes Vieh — Schulden. Es ist schrecklich. Dann schon lieber Skat, damit die Gedanken nicht dauernd im Kreise laufen. Da sitzen sie, halten die bunten Blätter in den Händen und sind doch nicht bei ihnen, denn tief im Herzen sitzt ihnen die Christfestsehnsucht, sitzt tief eingewurzelt seit Kindertagen. Auch die glü-



hendste Nacht kann sie nicht zum Verdorren bringen. —

Später wird es. Jakobus soll nach Haus zur Werft gehen. Von fern ein Autohupen und wieder ist's still. Aber plötzlich auf dem Wellblechdach, ein kleiner, runder Ton, einzeln und ein paar. — Gäste und Farmer sehen sich an, ungläubig, erschrocken. — Ein Windstoß reißt das Tuch vom Fenster und fährt mit Macht in die Stube — und nun prasselt es draußen, ein Regenschauer, ein kurzer — der

aufhört, um dann mit Wucht neu einzusetzen. Es rinnt und rieselt und klopft auf das Wellblech, in dieser dunklen Nacht sind die Wolken von Osten herangeschlagen gekommen wie durch ein Wunder, eine heftige Macht hat sie getrieben, die Luft ist erfüllt von einer eigentümlichen Frische, die sich, vermischt mit dem heißen Atem und dem Staub des Bodens, beglückend auf die Sinne legt. Der Wind in seltsam hellem Pfeifen fährt um das Backsteinhaus und in die Wohnstube und bringt den nassen Regengeruch.

Friedrich ist blaß geworden, ganz nüchtern; er geht auf die Treppe. Und nun öffnet der schwarze Nachthimmel seine Wolken, es ist wie eine Rettung in der Not, so brausend stürzt der Regen herunter. Friedrich steht mit erhobenem Antlitz, naß und kalt fließt das Wasser über Stirn, Haar und Augen und mit unbeschreiblicher Freude fühlt er diese Himmelsgabe auf seinem warmen, von der Hitze verbrannten Körper. Hinter ihm steht das trockene, feste, kleine Haus mit dem Wellblechdach, das allen Wasserfluten standhält. — Das ist besser als den ersten Regen im Zelt im Busch zu erleben, hilflos allen Wasserfluten preisgegeben, so wie es vor zwei Jahren war. Und gut, daß er allein war in diesen Wochen qualvoller Dürre, ohne Lisas Klagen und Heimweh über das grausame Land ertragen zu müssen. Nie waren Wochen so schwer gewesen wie



diese. Letztes Jahr hatte ihm Lisa gegenüber gesessen beim ersten Regen mit lachenden Augen, bei einer Flasche Sekt: „Prost, Geliebter, auf das Glück dieser Stunde und daß viel Regen dem ersten folge!“ Wie es ihr jetzt ging, daran hatte er oft gedacht — so weit von ihm. Alles würde anders sein, wenn sie zurückkäme, und die gelben Morgensterne würden blühen. Iwers ruft: „Menschenskri, du bist ja durch und durch.“ Er zieht Friedrich aus der Nässe ins Haus. Jakobus kommt noch einmal von der Werft und steht plötzlich in eine Pferdedecke eingewickelt tröstend und grinsend an der Tür.

„Baas, Junge von Station hat diese Pampier von Missi gebracht,“ und Friedrich beugt sich mit bebender Hand über den zerknüllten, nassen Brief: „Mein Lieber, nun ist's so weit, Dienstag ist die kleine Lisa geboren, und es geht uns gut hier in Windhuk.“

Iwers schreit: „Mensch, machst du ein dämmliches Gesicht!“

Aber Hansen tut das Richtige, er geht zum Dornbaum, schließt das Fenster und zündet bedächtig, leise, glücklich die Kerzen an. Viel Sehnsucht ist in ihm und viel ganz großes Freuen. Er möchte den lauten Freunden zurufen: „Seid still, ganz still, hört auf mit Stat und Trinken!“ Aber er läßt sie weiter toben. Sie werden ihn doch nicht verstehen. Jetzt ist sein Herz ganz voll Weihnacht.

## Frauen daheim

Herrlicher, lichterstrahlender Baum,  
Kamst wie ein Pilger vom Waldesraum,

### Weihnachtsbäume . . .

Es dürfte wenig bekannt sein, daß die Kiefer einst als Weihnachtsbaum eine große Rolle spielte. Ihre Glanzzeit war allerdings nur kurz und beschränkte sich auf die Gegenden, wo sie heimisch ist, z. B. in der Mark Brandenburg, an einigen Stellen der Ostseeküste, wohl auch in Ostfriesland, vereinzelt auch in der Magdeburger Gegend und in Sachsen. Etwa um 1820 tauchte sie als Christbaum auf und verdrängte in den Berliner Weihnachtsstuben jenes geschmacklose Gebilde aus grünemwickelten Holzstäben, das man Lichterpyramide nannte und mit Rauschgold und allerhand Figuren aus einer billigen, grellbuntbemalten Gipsmasse überreich behing. Der Kinderwelt machte das Ungetüm trotzdem viel Spaß, besonders wenn es auf einem drehbaren Untersatz stand, in dem versteckt eine Spieluhr angebracht war. Mit der lebenden Weihnachtspyramide, der Kiefer, wollte man sich zuerst nicht so recht befrieden, als aber findige Hausfrauen sie mit vergoldeten Nüssen, rotbäckigen Äpfeln und buntverzierten Pfefferkuchenfiguren schmückten, da bildete bald dieser neue Weihnachtsbaum das Entzücken von groß und klein und wurde über 30 Jahre lang in Ehren gehalten. Dann aber brachte die Eisenbahn aus entfernter Wälde die schlanken Tannen und Fichten auf den Weihnachtsmarkt und diesen Rivalinnen konnte das anspruchlose Heidekind nicht standhalten. Nur während der Kriegsjahre, wo Transportchwierigkeiten auftraten, spielte die Kiefer manchmal noch eine kurze Gastrolle, ja, man kehrte sogar zur alten Lichterpyramide zurück, die, nur bedeutend geschmackvoller als ihre Vorgängerin, aus frischem Tannengrün hergestellt wurde.

Marie Kneschke-Schönau.

### Weihnachtsbaum!

Ein Bäumlein aus tiefstem Waldesgrund,  
Versilberter Nüsse schimmernd Rund,  
Und Äpfel, duftend nach Sonnenschein,  
Goldfäden, spinnend sich darein.

Erinnerungen, wogend im Tanz:  
O Tannenduft, o Lichterglanz . . .  
In Festtagsjubel, Christnachtstraum,  
Gesegnet seist du, Weihnachtsbaum!

Magdalena Stahn.

Und wie den Weisen der Stern helleuchtend den Weg wies, so sollen uns die strahlenden Kerzen an unserem Weihnachtsbaum zurück zu der Krippe in Bethlehem führen. Der Gesang der himmlischen Heercharen hat schon so manchen großen Meister im Reiche der Töne dazu begeistert, in — längst Allgemeingut des Volkes geworden — Weihnachtschorälen und Liedern zum Ausdruck zu bringen, was Herz und Seele an diesem Freudentage empfinden. Immer wieder wird uns ein Stern in finsterer Nacht leuchten! Und ist nicht allein die reine Freude, geben zu dürfen, das schönste Geschenk, das zu jeder Weihnacht uns Menschen von neuem beschert wird?

Julie Kahle-Häser.

## Der Schneeschuhspor und seine Gesetze.

Wer ein rechter Skiläufer ist, freut sich über jeden trüben Himmel, der Schnee verheißt. Der stellt jetzt die vertrauten Bretter bereit, die Genossen lustiger Purzelbäume und laufender Fahrten. Einem richtigen Skiläufer bedeuten die „Brettern“ mehr als bloßes Werkzeug. Der kann zu ihnen sprechen, „als wär's ein Stück von mir.“

Zum Skilaufen braucht man den Körper, vornehmlich die Beine, aber man braucht auch den Geist. Wanderlust, Ver-

ständnis für die Natur und Freude am Erlernen des Technischen müssen Hand in Hand miteinander gehen. Der Skisport verlangt langjährige Übung. Erlernt sich nicht in zweimaligem Hinfallen oder in einer zufällig geglückten Abfahrt. Man braucht Ausdauer und Schneid! Um so reicher belohnt der weiße Sport den, der ihm die Treue hält. Der Ansänger weiß ja noch nichts von der dem Flug verwandten Gleitkunst des Geübten. Aber sie steht als Ziel über den oft sehr plötzlichen Unterbrechungen einer durchgehend gedachten Abfahrt.

Die Parole des beharrlich Strebenden muß heißen: „Am Hohen lernt man klettern.“ Daneben aber besteht auch die Weisheit: „Es ist ein Maß in allen Dingen.“ Es gibt im Skisport alle Unterschiede des Tempos. Je nach Laune, nach Vermögen kann er feuriger oder sanfter betrieben werden. Der Genuss ist immer da, wo sich Unternehmen und Können das Gleichgewicht halten. Ein kleiner Ausflug im Mittelgebirge im Rahmen des Gefonnten spendet mehr Freude und Befriedigung als eine anstrengende Hochtour, wenn sie die Kräfte übersteigt.

Wie dem Temperament zieht der Skisport auch dem Alter keine Grenze. Beine, die erst kurz auf der Erde stehen und solche, die schon lange wanderten, können die Bretter tragen. Jedes Lebensalter erprobt sich da nach seinen Kräften. Frauen laufen so gut wie Männer, wenn man von den Rekordleistungen der Renner und Springer absieht. Oft aber haben gerade Frauen mehr Wagemut und Ausdauer als das sogenannte stärkere Geschlecht. Daneben bleibt noch Raum genug für die Ritterlichkeit. Rückacktragen, Skifischen, Spuren im Neuschnee, damit können sich die Herren auf Aus-

flügen sehr beliebt machen. Hingegen soll man beim Sturz liegen lassen, was gefallen ist. Der Skisport huldigt dem gesunden Standpunkt, daß, wer gefallen ist, lernen muß, allein wieder aufzustehen. Man muß auch nur so gut Skilaufen lernen, wie man selbst das Bedürfnis hat. Skilaufen ist die seltene Mischung aus Freiheit und Naturgenuss, Körperschliff und innerem Rhythmus. Die soll man suchen. Ski Heil!

Für den Anzug gelten folgende Regeln: Man trägt stets

Beinkleider, auch wenn gelegentlich ein ganz kurzer Rock übergezogen wird. Über dicke, wollene, am besten gewalzte Socken lange Hosen, die in die Stiefel gesteckt werden. Oder kurze Hosen (Breeches) und Wollqamaschen. Bei langen Hosenwickelt man nur um Stiefelschaft und hose schmale gewirkte Gamaschenbänder oder Tuchstreifen.

Die Stiefel müssen wasserdicht sein und einen nach außen geschweiften Absatz besitzen. Skistiefel sollten lediglich für das Skilaufen benutzt werden. Für Lernversuche genügen auch Bergstiefel mit einem nach hinten stehenden Nagel im Absatz. Zum Beinkleid trägt man Blousen, Sweater, Jumper. Eine Jacke aus gleichem Stoff wie die

Hose gegen Nässe und Kälte ist nötig. Man kann auch mit einer Windjacke auskommen. Besser ist beides. Auf den Kopf trägt man Mützen, Kappen, Hut oder gar nichts. Eine wasserdichte,

die Ohren schützende Kopfbedeckung muß aber immer mitgeführt werden. Für die Hände Dämmlinge mit langen Stulpen aus Segeltuch. Man kann noch Fingerhandschuhe daruntertragen. Bei allem muß die Erfahrung lehren, wie viel oder wie wenig man braucht.

Die Bretter selbst müssen nicht gerade die teuersten sein, aber schlechte, z. B. solche mit Astverknüpfungen im Holz, brechen. Die Bindung sei möglichst einfach (Grundsystem Hufsfeld) mit Metallbacken, Zehriemen und einem Riemen rund um den Fuß. Daran ein Spanner. Ferner werden zwei Stöcke benötigt und zwar so lang, daß die Hand etwa Schulterhoch in den Schlaufen liegt. Die Stöcke wähle man so lang, daß man, wenn man sie aufrecht hinstellt und sich daneben, die Spitzen mit ausgestreckter Hand erreicht. Literatur: „Der Skiläufer“ von Anton Fendrich, ein Buch aus dem Geist



Kleidsame Kappe für den Skisport. Modell: S. Adam, Berlin. Aufnahme: Sandau.

## Der Weihnachtsbraten.

Wenn nach Wilhelm Busch ein guter Braten mit Recht zu den guten Taten gerechnet wird, müßte logischerweise ein guter Weihnachtsbraten auch als gute Weihnachtstat empfunden werden. Einer ehrwürdigen Überlieferung nach sind es in der Hauptzache Gans, Ente, Pute, Hase und Schinken, letzterer geräuchert, oder auch als Schweinskeule gebraten, die als Kernpunkt des christlichen Mittagsmahlens gelten, zumal wenn sie geschmackvoll angerichtet sind. Eine lieblich gebräunte Weihnachtsgans wirkt als Wert an sich besonders dann, wenn sie so zerlegt wurde, daß der Gesamteindruck nicht gestört ist, und nur die als Garnitur darum gelegte Äpfelfüllung verrät, daß hier bereits das Borschneidemesser tätig war. Schmackhafte Beilage bildet, an Stelle des üblichen Rotkohles, Grünkohl in runder Schüssel, umkränzt mit runden Röstkartoffeln. Auch Tellerwur Rüben in brauner Tinte entsprechen manchem Geschmack.

Ente schmeckt sehr gut mit Kastanienmus oder einer viel zu wenig bekannten Zusammenstellung aus Maronen und Äpfeln, wozu die Maronen in Wasser weichgekocht, gehält und in Butter und Zucker etwas gebrüht werden. Gebräute und in Scheiben geschnittene Äpfel werden in Wasser mit Wein, Zucker und Zitronenschale weich gedünstet und mit den Maronen vermischt.

Die Pute darf nicht älter als ein Jahr sein, wenn sie einen guten Braten geben soll. Blaugraue Füße und ein biegsamer Brustknochen sind die Merkmale des ge-



Holzspielzeug aus den Unterfränkischen Werkstätten  
Theresia Lindner, Würzburg.

des Skilaufens heraus, und „Wie lerne ich Skilaufen?“ von Henry Höefl, das technisch vollkommene Buch eines vorzüglichen Läufers. Beide nützlich zum Verständnis für den schönen Sport.

Am besten aber, selbst hingehen und Skilaufen mit Lust und Liebe! G. R. E.

### Neues Holzspielzeug für Kinder.

Dieses Holzspielzeug ersann eine Frau. Schwerlich dürfte wohl ein Mann dem Spieltrieb des Kleinkindes in so vollendetem Form gerecht werden können. Nur die mütterliche Frau ahnt vielleicht ganz, was das Kind zum Spielen haben will — nichts Gefülltes, Geschraubtes, Geschwollenes. Theresia Lindner war lange Jahre Handwerkstektslehrerin, im Fröbelschen Geiste erzogen. Sie hat unzählige Kinder spielen sehen, mit unzähligen zu spielen versucht. So lernte sie die Sehnsucht des Kindes nach wahren Spielzeug kennen und verstehen. Und eines Tages gründet sie selbst eine Werkstatt und versucht, Spielzeug herzustellen, von dem sie glaubt, daß die Kinder gern mit ihm hantieren werden. Das stetige Anwachsen ihres Betriebes in Würzburg zeigt ihr und den andern, daß sie den rechten Weg beschritten hat.

Ursprüngliche Volkstümlichkeit — wo findet man sie heute noch — steckt in diesen farbenfrohen, stark auf Silhouettenwirkung berechneten Holzfigürchen, diesen Tieren, Bäumen, Pilzen, Wagen, Hämelmännern, Fußknäckern, Christengelchen und

Weihnachtskrippen. Es ist einfache, aber innig erfüllte Kunst, an der auch Erwachsene noch ihre Freude haben. G. R. E.



wünschten Alters. Mit einer schmackhaften Fleisch- oder besser noch einer leckeren Trüffelfüllung gilt die Pute mit Recht als toßlicher, wenn auch nicht billiger Weihnachtsbraten.

Ebenso beliebt und in der Nähe des Tannenbaumes eigentlich auch stimmungsvoller in unser Freund, Meister Lampe, der zur Abwechslung einmal mit Längs des Rückenknochens gelegten, kleinaquadatisch geschnittenen, troßgebratenen Speckstücken belegt und mit Pilzgemüse gereicht wird. Ein Wacholderzweiglein mag den Braten, in dem ein oder zwei Fliegenpilze sich fügen, schmücken. Die letzteren werden in bekannter Weise aus harten Eiern und Tomaten hergestellt.

Schweinskeule, nach Wildschweinsart (siehe Julfest unserer heidnischen Vorfahren) wird in der Weise hergerichtet, daß die von Haut und Fett befreite Keule gesalzen und zusammen mit einer Zwiebel, etwas Gewürz, wenig Salbei, Thymian, Paprika und einigen Wacholderbeeren in einen Napf gelegt und mit einem leichten, abgekochten und wieder erkaltenen Eßig übergossen wird. Man läßt sie bei zweimaligem täglichen Umdrehen einige Tage in dieser Beize liegen. Sie wird dann gut angebraten und nach Geschmack mit einem Teil des durchgegossenen Eßigs und etwas Waljerzulatz in der üblichen Weise gebraten, die Tinte mit Krafteimel oder einer Weißschwefel vermischt. Manche bestreuen die Keule auch, wenn sie weich ist, mit geriebenem Zwieback, der mit etwas Zucker und gemahlener Nelke vermischt wurde und lassen sie im Ofen oder unter der glühenden Schaufel eine schöne, braune Farbe annehmen.

Rauherschinken, geflocht, gibt man entweder in der mit Recht so beliebten Burgunder-Tinte, mit geschnittenen Zwiebeln, Rötiertartoffeln und gedämpften Maronen, oder auch nur, ohne Soße, mit möglichst vielen Gemüsen garniert, die die Haushfrau ganz oder teilweise ihrer im Sommer vorsorglich geworfenen Vorräten entnimmt. So grüßt in diesen zarten Spargeln, Schoten, Karotten usw. die Sommerersonnenwende!

M. Stahn.





Eigenartige Aufnahme der Mondfinsternis am 8. Dezember.

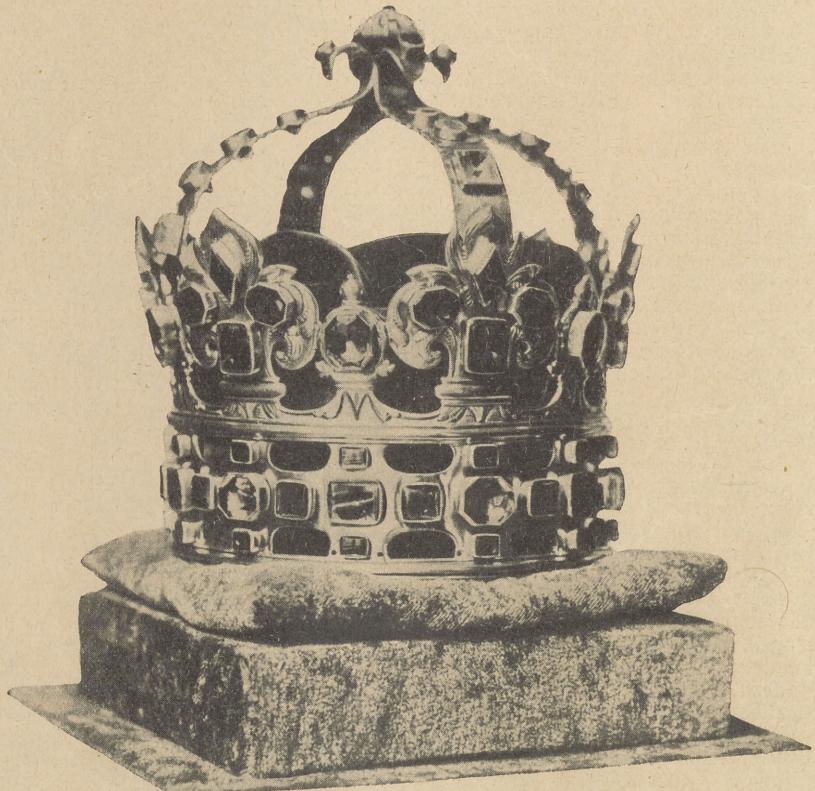
Die Aufnahme erfolgte mit einer dreistündigen ununterbrochenen Belichtung von 17.15 Uhr bis 20.15 Uhr. Der am Himmel wandernde Mond zeichnet selbsttätig seine Bahn auf die photographische Platte. Man erkennt deutlich das Abnehmen und Zunehmen des Lichtes im Verlauf der Verfinsternis.

(A. Stöcker.)



Friedrich der Große in Washington.

Das Denkmal, ein Geschenk des deutschen Kaisers an die Vereinigten Staaten, wurde bei Eintritt Amerikas in den Krieg entfernt und wird jetzt wieder aufgestellt. (R. Sennecke.)



Eine Krone gefunden.

Im Historischen Museum zu Dresden wurden kürzlich bei Ordnungsarbeiten die lange verschollenen Kronkleinodien Augusts des Starken gefunden.

(R. Sennecke.)